Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern

von

HANS BLOESCH

Leipzig
H. Haessel · Verlag

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Die Schweiz
im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen
und Texten, herausgegeben von
Harry Mayne (Bern)

Siebzehntes Bändchen

LG
B6522k

Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern

von

Hans Bloesch

*

188482.
19.3.24.

H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1923

Inhalt

	Seite
Vorwort	5
Aesop berndeutsch	7
Die Propagandachronik	13
Cosmas Alder	21
In die Berge	32
Die Staatskirche	38
Ein Abend im Rauchleist	44
Im Exil	58
Das Laupenfest	64
Ein Nachmittag in Lützelflüh	72

Copyright 1923
by H. Haessel, Verlag, Leipzig

Druck von G. Kreysing, Leipzig

Germany

Im Bernischen Staat hatten die „Dichter" wie in der Republik Platos keinen Platz. Beschäftigung auf wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten war zum Aufbau des in seinen guten Zeiten vorbildlichen Staatsgebäudes unnötig, fand daher keine offizielle Berücksichtigung und wurde niemals wie anderswo zum Ruhme des Staates ausgemünzt, sie mußte sich dankbar bescheiden, bestenfalls geduldet zu werden. Über den Werdegang jedes Minderwertigen, wenn ihn nur das Glück von Geburt und Los an ein Rädchen der komplizierten Staatsmaschine setzte, geben die mannigfaltigsten Quellen erschöpfende Auskunft, wo sie geistige Größen von weitreichender Bedeutung mit Stillschweigen übergehen. Ebenso ist zu allen Zeiten die bernische Geschichtschreibung verfahren, so daß sie die Ansicht festlegen konnte, in Bern sei das geistige Leben im Gegensatz zu Zürich, Basel und Genf nahezu bedeutungslos gewesen. Dem ist aber nicht so. Auch nur eine flüchtige Registrierung aller geistigen Faktoren würde den Rahmen, den dieses Büchlein vorschreibt, schon weit überschreiten. Es mußte daher ein anderer Weg eingeschlagen werden, aus der Überfülle einzelnes herausgegriffen und zu lebendiger Anschaulichkeit stilisiert werden.

Es ist nicht Geschichte, was in diesen kleinen Kulturbildchen gesucht werden darf. Sie wollen bloß dem Un-

eingeweihten vom geistigen Leben Berns zu verschiedenen Zeiten einen annähernd richtigen Begriff vermitteln; auf alles gelehrte Beiwerk wurde daher verzichtet. Den eingeweihten Kenner der bernischen Kulturgeschichte aber mag das wohltuende Gefühl des Selberbesserwissens über den Ärger, der ihm bei all der Tatsachenfälschung aufsteigen muß, hinwegtrösten. Die fehlende Kulturgeschichte bleibt immer noch zu schreiben. In voller Freiheit wurde mit Daten und Namen und Ereignissen umgesprungen und die einzelnen Bildchen deshalb auch mit voller Absicht fern von allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln in der Tessinersonne ausgemalt.

Morcote, im Oktober 1922

Aesop berndeutsch

Langsam und gemessen schritt der Ritter Conrad von Kramburg mit klirrenden Sporen die Lauben der Junkerngasse hinauf, die trotz der frühen Nachmittagsstunde schon unfreundlich winterlich eindämmerten.

Der Rat hatte ihn mit einer geheimen Mission in das befreundete Solothurn gesandt, müdgeritten war er eben nach Bern gekommen und suchte Herberge bei seinem Vetter und Freund Johann von Ringgenberg, den er auch in seinem Säßhaus bei der Leutkirche überraschte.

In der niedrigen Stube war es schon finster trotz der beiden Fenster, die nach den Stadtmühlen an der Aare unten schauten, nur ein glimmendes Holzfeuer verbreitete vom Kamin aus wohnliche Behaglichkeit.

„Legt Holz an, Buben, und sorgt für einen Trunk!" rief Ringgenberg seinen beiden Knaben zu, die sich mit fröhlichem Eifer an das Kaminfeuer machten, das bald hell aufprasselte, indessen die Männer ihre ernsteren Geschäfte verhandelten.

„Zum Teufel, Vetter Johannes," rief plötzlich der Kramburger, „du wirst mir doch meinen Göttibub nicht geistlich werden lassen!" Er sah dabei mißtrauisch dem einen der braunschopfigen Buben zu, der neben dem

Feuer saß und auf ein Stück Pergament schon ganz geschickt schöne große Buchstaben malte.

„Keine Angst, Vetter, wenn er auch den Pinsel zu brauchen versteht, seine Hand wird deswegen das Schwert nicht ungeschickter führen."

„Das sind unnütze Künste," fuhr Kramburg unmutig fort, „die Knaben sollen das Kriegshandwerk lernen und die Staatsgeschäfte; für das Schreiben der Rechnungen und Briefe haben wir die bezahlten Schreiber der Kanzlei, die sollen das besorgen. Der Herzog Berchtold hat unsere Stadt gebaut als eine Burg und einen Schirm des Landes, da braucht es keiner Schreiberkünste. Die sind gut für die Herren von Zürich und Basel, die einen großen Handel führen."

Da öffnete sich die schwere Eichentüre, und herein trat mit freundlicher Geschäftigkeit ein noch unerwarteterer Gast. Erst glaubte der Kramburger beinahe, es hätte unterdessen so heftig geschneit, als er im Widerschein des flackernden Feuers die weiße Gestalt sah, aber es war kein Schneemann, sondern die weiße Kutte eines Bruders aus dem Orden des heiligen Dominikus, der vor einigen Jahrzehnten sich oben vor dem Graben niedergelassen hatte.

„Das ist der Bruder Ulricus Boner vom Orden der Dominikaner," wandte sich Ringgenberg wie zur Entschuldigung an seinen mißtrauisch zuschauenden Vetter, „den ich diesen Sommer von seinem Kloster freibat und als Präzeptor meiner Buben mitnahm, damit sie mir nicht ganz erwilden sollten."

Beiden Rittern war die Erscheinung des Mönches unerwünscht, dem Kramburger an und für sich, weil er

allem Geistlichen und Gelehrten abhold war, dem Ringgenberger, weil sie ihn, der gerade nach einer Erwiderung auf die Rede seines Vetters suchte, in ein schiefes und leicht mißzudeutendes Licht und in nicht geringe Verlegenheit setzte dem Ritter gegenüber, dessen Abneigung und Vorurteile er nur zu gut kannte, hatten sie doch schon oft zu recht scharfen Disputen geführt.

Um so freudiger begrüßten die beiden Jungen den geistlichen Bruder, der, ohne eine Ahnung von der Wirkung seines Erscheinens zu haben, und nachdem er die beiden Ritter ehrerbietig begrüßt hatte, mit dem glücklichsten und strahlendsten Gesicht ein sorgfältig eingewickeltes Paket öffnete und ihm eine Lage Pergamentblätter entnahm, die er mit wohlgesetzter Rede und nicht ohne ersichtliches Selbstgefühl dem Ritter Johann von Ringgenberg überreichte.

„Dies ist der Dank für die schöne Zeit, die ich, Herr Ritter, auf Eurer Burg am Brienzersee verleben durfte. Ich habe den Buben damals viel von einer alten lateinischen Handschrift erzählt, die ich in unserer Klosterbücherei aufgestöbert habe und in der lauter lustige und weise Beispiele erzählt sind, die von den alten Heiden zur Mehrung der Tugend mit nützlichen Lehren erfunden wurden. Da ich nun gesehen, wie große Freude sie an diesen Beispielen hatten und mit wie viel Nutzen solche gelehrt werden, so habe ich mich hingesetzt und ihrer einige in unsre deutsche Sprache übersetzt und in leichtfaßliche Reime gebracht. Auch bat ich unsern geschickten Bruder Jacobus, zu jedem Geschichtlein ein schönes Bild zu malen, und heute ist er mit seiner Arbeit fertig geworden und da sagte ich, nun will ich es gleich

meinem edlen Gönner und meinen lieben Schülern bringen, es wird ihnen manchen langen Winterabend verkürzen."

Hätten die Buben ihrer Freude nicht so lauten Ausdruck gegeben, so wäre es dem Ordensbruder sicher nicht entgangen, wie erzwungen und abgewogen der Dank seines Gönners gesetzt war, so aber, erfüllt von seiner eigenen Freude, breitete er die Blätter unbefangen aus und fing an zu zeigen und zu erklären, unterbrochen von dem Jubel der Knaben, wenn ihnen eines der zierlich gemalten, farbenfrohen Bilder eine bekannte Geschichte in Erinnerung rief. Da war der Hahn, der auf dem Miste den Edelstein findet; der Wolf, der dem Schafe Vorwürfe macht, daß es ihm das Wasser trübe; der Storch, der dem Wolf den Knochen mit langem Schnabel aus dem Rachen herausholt. Besonders aber ergötzten sie sich an der lustigen Schilderei der beiden Töpfe, des irdenen und des ehernen, die einträchtig die Aare hinunterschwammen und mit ihren Beinen richtig miteinander zu reden schienen, und an der Krähe, die, mit des Pfauen Federn so drollig herausgeputzt, herumstolzierte.

Auch der Vater hatte seine Freude an den ergötzlichen Bildern und an den lustigen Reimen, die so viel traulicher klangen und so viel behaglicher ins Ohr eingingen als die lateinischen Sprüche und Verse, mit denen er in seiner Jugend gequält worden war ohne allzugroßen Nutzen und ohne daß ihm etwas davon geblieben wäre. Auch dachte er an seine eigenen Verse und Sprüche, die er in seiner Jugendzeit verbrochen hatte. Aber er durfte seine Freude nicht recht zeigen, angesichts

der mißmutigen und spöttischen Miene, die der Vetter Kramburger aufsetzte beim Anschauen dieser Spielereien, die für Pfaffen und Weiber gut genug seien, wie er sich ausdrückte, nicht aber für Buben, die ihre Kräfte zu gefährlichem Waffengang ausbilden sollten. „Wir sind rings von mächtigen und neidvollen Nachbarn umgeben, Vetter Johannes, da heißt es die heranwachsende Jugend auf schwere Sträuße vorbereiten. Der Bär wird seine Zähne und Tatzen noch tüchtig brauchen müssen, soll nicht die aufstrebende Stadt wieder vom Boden verschwinden. Täuscht nicht alles, so rüsten die großen Herren wieder zu einem Zug nach Bern. Da tun deinen Buben andere Lehrmeister not als dichtende und malende Pfaffen." —

Als der Dominikaner über die Brücke nach seiner Klosterzelle zurückschritt, hatte er Mühe, die aufsteigende Bitterkeit niederzukämpfen. Statt freudiger Anerkennung und Aufmunterung waren ihm für sein Werk nur lauer Dank und bissiger Spott gezollt worden. In seiner Zelle lagen noch viele Blätter mit angefangenen Übertragungen alter Fabeln; er verspürte beinahe Lust, sie zu zerreißen. Da brachte ihm der Bruder Jacobus ein neues köstliches Bild: die verschneite Holzfällerhütte draußen beim Bremgartenwald, bei der sie kürzlich zusammen vorbeigewandert waren.

Seine Künstlerfreude hatte etwas Ansteckendes.

„Laß doch die Eisenfresser reden, die sind grad gut genug, unsre Klosterzelle zu schützen und warm zu halten, damit wir ungesorgt schaffen können."

Nicht viele Jahre gings, da wurden der Ritter von Kramburg mitsamt seinem Göttibub, dem jungen Ring-

genberger am Laubeggstalden erschlagen. Der andere Sohn, Heinrich von Ringgenberg aber bewahrte treulich die inzwischen zum stattlichen Buch angewachsene Handschrift seines Lehrers, des greisen Dominikaners, deren köstliche Verse und drollige Bilder schon wiederholt mit großem Fleiß abgeschrieben und nachgebildet worden waren.

Immer größer wurde der Kreis der Verehrer dieses „Edelsteins", wie der biedere Berner sein Fabelbuch genannt hatte, und als mehr denn hundert Jahre später die Kunst des Druckens erfunden wurde, da war es wiederum das weitbekannte und beliebte Buch des Berner Mönches, das als erstes mit Bildern geziertes Buch in deutscher Sprache in Bamberg gedruckt wurde und weite Verbreitung fand — aber auch so fleißige Leser, daß nur noch ein einziges Exemplar vor dem Zerlesenwerden sich bis in unsere Zeit hat retten können.

Die Propagandachronik

Unruhig wälzte sich der hagere Kirchherr von Einigen, Herr Eulogius Kiburger, schon seit Stunden auf seinem harten Bett herum, suchte den Schlaf und konnte ihn nicht finden.

Es war ein nur allzuweltliches Motiv, das den geistlichen Herrn nie recht zur Ruhe kommen ließ. Unzufrieden fühlte er sich, trotzdem er, seit Jahren im Dienste der mächtigen Bubenberge, wohlversorgt und an einem der schönsten Orte, im sogenannten Paradies am lieblichen Thunersee, eigentlich keinen Grund gehabt hätte, mit seinem Geschick zu hadern.

Vielleicht auch ging es ihm nur zu gut hier in beschaulicher und ungestörter Ruhe am schönen Thunersee, drum war der brennende Ehrgeiz über ihn gekommen, sich bekannt und berühmt zu machen. Er hatte zu viel Zeit und zu oft Gelegenheit, in dem nahen Schloß Spiez bei seinen Gönnern die stattliche Reihe schwerer Pergamenthandschriften durchzustöbern und sich in die alten Geschichten hineinzulesen, die ihn nur immer noch mehr aufstachelten, statt daß sie ihn zufrieden gemacht hätten.

Es war der literarische Ehrgeiz, der ihn unversehens überfallen hatte und von dem er nicht mehr lassen konnte, trotzdem er sich davon mehr gepeinigt als be-

glückt fühlte. Er konnte nichts dafür, es mußte etwas in der Luft dieses irdischen Paradieses liegen, hatte doch schon der Herr Heinrich von Strättlingen darunter gelitten und in gut gemeinten Minneliedern seinen Namen in die Unsterblichkeit zu retten versucht. Dort oben, ganz nahe, stand seine Burg, und warum sollte es nicht auch hier unten am See neben dem alten ehrwürdigen Kirchlein möglich sein?

Herr Eulogius hatte es schon wiederholt versucht, aber mit den Versen wollte es ihm nicht glücken, so schwer er sich auch abgemüht hatte.

Zu einer gelehrten Arbeit aber fehlte ihm das nötige Rüstzeug. Das zwar glaubte er keineswegs und hätte den, der ihm solches vorgeworfen, unsanft angefahren. Hatte er doch vor einigen Jahren in Bern für den Schultheißen Heinrich von Bubenberg die Bernische Stadtgeschichte abgeschrieben, die der Stadtschreiber Conrad Justinger im Auftrag des Rates abgefaßt hatte, und das kam ihm so leicht und selbstverständlich vor; warum sollte er so etwas nicht auch selber machen können?

Aber worüber sollte er schreiben? Das war es, was ihm immer wieder schlaflose Nächte verursachte. Alles war schon einmal geschrieben und alles hatte er schon irgendwo in einem der Bücher gelesen, wenn er glaubte, etwas gefunden zu haben. Öfters hatte er schon an die Pilgerfahrt ins gelobte Land gedacht, die sein Herr Adrian von Bubenberg vor einigen Jahren unternommen hatte. Vieles wußte er davon, das des Festhaltens wert gewesen wäre, von sonderbaren Gegenden und merkwürdigen Abenteuern, aber er brachte ihn nie dazu, die Reise im Zusammenhang zu erzählen, so daß man sie gleich

darnach niederschreiben könnte. Und wenn er es sich recht überlegte, so hätte er dann ja nur nachgeschrieben, was ein anderer erzählte. Sein Ehrgeiz strebte aber entschieden höher.

Plötzlich richtete er sich bolzgrad im Bett auf. Durch das offene Fensterlein drangen von fernher durch die Nacht anschwellende und wieder verhallende Töne an sein Ohr.

Es war ein Lobgesang auf die Jungfrau Maria.

„Wieder so eine verfluchte Pilgerschar nach der Kapelle des heiligen Beatus!" murmelte Kiburger ganz unchristlich vor sich hin und legte sich seufzend wieder in seine Laken, die ihn am ganzen Körper brannten, als wären sie aus Nesseln geflochten.

Dieser eintönige Gesang der Pilger, die sich über den See nach Hilterfingen rudern ließen, um die Höhle des Heiligen zu besuchen, weckte den andern schweren Kummer, der am Priester des Einiger Kirchleins zehrte. Dies war nun richtiger Konkurrenzneid auf seinen Kollegen Otto Sulzer drüben über dem andern Seeufer. Dessen Geschäft blühte, von überallher, sogar aus weiter Ferne, zog die Wirkungsstätte des heiligen Beatus die Frommen an und niemand hatte mehr ein Auge für das viel ältere Kirchlein von Einigen, das doch die Überlieferung als die Mutter aller Kirchen rings um den Thunersee ansprach.

Warum sollte Einigen nicht wieder zu Ehren gebracht werden können, und stieg nicht auch er, Eulogius Kiburger, in Ehre und Ansehen, wenn seine Kirche wiederum über alle die andern triumphierte? Was war denn der heilige Beatus? Er müßte hier einen ganz andern, einen viel größern Heiligen haben, dann würden die

Pilger zu ihm kommen an das liebliche Seegestade, statt dort drüben auf halsbrechenden Wegen zu der dunkeln Höhle emporzuklettern.

Immer noch drangen ab und zu Klänge von dem Pilgergesang in seine Kammer, aber Eulogius Kiburger lag ganz still und steif ausgestreckt auf seinem Lager. Und doch schlief er weniger als zuvor. Er verfolgte beglückt einen Gedanken, der ihm plötzlich wie eine Eingebung gekommen war, und der sich sachte weiterspann zu einem herrlichen Teppich von unerhörter Pracht. Deshalb lag er so still und wagte keinen Mucks zu machen aus Angst, den Faden abzureißen, den er in glücklich zitternden Händen hielt.

Der erste Morgenschein gab seinen wenigen Habseligkeiten schon feste Gestalt, da lag der Priester noch immer still und mit weitoffenen Augen da. Nur ab und zu bewegten sich leise seine Finger, als ob sie die Feder führen müßten.

Mit ganz besonderer Feierlichkeit besorgte Eulogius Kiburger an diesem Morgen die kirchlichen Geschäfte und Handlungen. Über dem Altar sah er in strahlender Glorie das Bild eines Heiligen, seines Heiligen. War es nicht der heilige Michael in eigener Person, der anerkennend zu ihm niederlächelte?

Als er vor das Kirchlein trat, grüßte er gönnerhaft hinüber zu dem alten Turm auf der Höhe, den Jahrhunderte hindurch die Herren von Strättlingen bewohnt hatten. Alle lagen sie schon steif und kalt in ihren Gräbern und ließen sich nicht träumen, zu welchem Glanze sie der kleine unbekannte Priester, der hier unten ihr Kirchlein betreute, auferwecken würde. Das ganze

lachende Seegestade schaute ihn aus Wellen, Blumen und Wäldern dankbar an. Alles war ganz anders als gestern, und doch lag nur eine einzige schlaflose Nacht dazwischen.

Kaum hatte er alle seine Pflichten getan, so wanderte er ungeduldig hinüber dem See entlang nach dem Burghügel, hinter dem sich der goldene Hof von Spiez versteckte. Dort verwürgte sein Herr Adrian von Bubenberg den grimmen Zorn, der ihn aus der undankbaren Stadt vertrieben hatte, wo der Geist der Neuerungen um sich griff und seine Mitbürger einen Metzger zum Schultheißen gewählt hatten. Mochten sie nun schauen, wie sie ohne ihre kampferprobten und in den Staatsgeschäften erfahrenen Führer aus den altadeligen Geschlechtern fertig würden.

Kiburger wußte um diesen Staatsstreich und um die Aufregungen, die diese inneren Zwistigkeiten in Bern hervorgerufen hatten, aber heute kümmerte ihn dies alles nicht. Er dachte nicht einmal daran, daß jetzt eigentlich der Stoff ihm in die Hände gegeben wäre, eine Geschichte wie die Justingers zu schreiben. Er trug sich mit ganz andern Plänen.

Allerdings war jetzt im hellen Tageslicht die Sache nicht mehr ganz so einfach, wie sie in der Nacht den Anschein gehabt hatte. Da wollte es ihn bedünken, er hielte das ganze fertige Buch schon in den Händen, Zeile um Zeile stand vor ihm das ganze Wundergebäude, das er zur Ehre seines Kirchleins aufrichten wollte. Jetzt glitt ihm der Faden immer wieder aus der Hand, was ihm so klar vor Augen gestanden, zerfloß in Nebel, und er mußte mit Schmerzen einsehen lernen, wie lang und

steinig der Weg ist vom Enthusiasmus des ersten Gedankens bis zur greifbaren Gestalt auf dem Papier. Kaum, daß ihm noch ein dürftiges Gerippe übrig blieb von der wunderbaren Phantasiegestalt dieser Nacht.

Als er zum Schloß hinunterstieg, sah er unten am Seestrand die Schloßherrschaft, die sich zu einer Spazierfahrt auf dem stillen, in strahlende Morgensonne gebadeten Wasser bereit machte. Kiburger eilte ihnen entgegen, um sein Anliegen, in der Schloßbibliothek arbeiten zu dürfen, noch rechtzeitig anbringen zu können.

Mit tiefer Ehrfurcht begrüßte er den huldvollen Herrn, der trotz aller stolzen Zurückhaltung ein gewinnendes Wesen zeigte, das die Furcht nicht aufkommen ließ, die man, nach allem was man über ihn hörte, eigentlich vor ihm hätte empfinden sollen. Denn sein herrisches und aufbrausendes Temperament war bekannt und die Dienerschaft, die mit ihm in Bern gewesen war, wußte Wunder zu erzählen, wie er vor dem Rat die versammelten Bürger, die ihm seine Herrschaftsrechte anzutasten wagten, abgekanzelt hatte, bis kein guter Faden mehr an ihnen blieb. Freundlich winkte er jetzt den Geistlichen zu sich heran.

Bescheiden grüßte Eulogius auch die stolzen Frauen, Bubenbergs Gemahlin und seine Mutter, die in ihren hohen Spitzhauben und in ihren langen Schleppgewändern ein unnahbar vornehmes Wesen zur Schau trugen. Das Wort erstarb dem armen Priester, der sich eben noch so groß und bedeutend vorgekommen war, im Munde, angesichts dieser hoheitsvollen Würde und des offenbar absichtlich entfalteten Reichtums. Nicht als ob ihnen darum zu tun gewesen wäre, dem kleinen Geist-

lichen zu imponieren; sie wollten in ihr Schloß Schadau fahren und dort mit Freunden aus Bern zusammentreffen. Diese sollten die Kunde nach der Stadt bringen, wie die Edlen von Bubenberg in unerhörter Weise das kürzlich erlassene Verbot, das bei schwerer Strafe das Tragen von Schnabelschuhen und Schleppen untersagte, übertraten. Und wenn diese Herausforderung nicht genügte, so hatten sie fest im Sinn, am nächsten Sonntag in Bern in diesem Aufzug die Kirche zu besuchen. Es nähme sie doch wunder, ob sie, die Edlen Frauen von Bubenberg, sich an ein Verbot halten sollten, das eine Handvoll Handwerker und Neuburger zu erlassen für gut gefunden hätten.

Kiburger fragte im Grunde heute gar nichts nach all den politischen Händeln, die eine solche Erregung der Gemüter bewirkten, daß sogar dem Kirchherrn von Einigen gegenüber diese Fragen zur Sprache gebracht wurden. Aber demütig und geduldig hörte er zu, wie der Herr Adrian von Bubenberg seiner Entrüstung Ausdruck verlieh, indessen die edlen Frauen schon ungeduldig beim Schiffchen warteten, bis er im ersten günstigen Moment die Erlaubnis zur Benutzung der Bücher in der Schloßbibliothek einholen konnte.

Glücklich und mit fieberhafter Ungeduld durchstöberte er dann die kostbaren Bücher, die Legenda aurea und die Geschichten des Caesar von Heisterbach, aus denen er seiner Phantasie die Nahrung zuführte, die ihn zur Abfassung seiner aus Fabulierlust entstandenen Chronik des Hauses Strättlingen und der Kirche von Einigen im Paradies am Wendelsee instandsetzen mußte.

Mit ihrer Hilfe sollte sein Kirchlein in einen Glanz

gehüllt werden, neben dem auch der Name des heiligen Beatus drüben am andern Seeufer erblassen mußte. —

Eulogius Kiburger hat wirklich in beharrlicher Arbeit seine Chronik fertig geschrieben. Wo er eine hübsche Sage hörte oder las, dichtete er sie um auf die Strättlinger oder auf sein Kirchlein. Dieses hatte bald eine stolzere Geschichte als die großen Märtyrerkirchen in Rom, wurde von den ersten Christen gegründet und vom heiligen Michael in höchsteigener Person geweiht, und, was vor allem auch sehr wichtig war, von Päpsten und Kaisern mit gewaltigen Privilegien ausgestattet, die nicht zum mindesten sich auch auf den jeweiligen Kirchherrn erstreckten.

Den eigentlichen Zweck hat Eulogius mit seiner Werbeschrift für die Gegend um Einigen nicht erreicht. Die Pilger pilgerten nach wie vor zum heiligen Beatus drüben am andern Seeufer, die Pfründe, auf der er saß, wurde um nichts fetter, aber sicher hat er über dem Schreiben seiner Fabeleien seine Zufriedenheit und seinen gesunden Schlaf wiedergefunden. Und die Genugtuung ist ihm geworden: seine Chronik hängt wie ein kleines putziges Schwänzchen am gewaltigen Torso der ernsthaften Berner Chroniken, die sein Jahrhundert hervorgebracht hat, wie das kleine Satyrspiel am Schluß der tragischen Trilogie.

Cosmas Alder

Im großen Hause der Grauen Schwestern unten an der Junkerngasse, da, wo heute der häßliche Durchbruch zur großen Nydeckbrücke die schöngeschwungene Linie der untern Stadt zerreißt, saß an einem heitern Sommerabend des Jahres 1538 eine laute und fröhliche Gesellschaft beisammen um einen guten Trunk in der niedrigen aber vornehm getäferten Stube des Herrn Cosmas Alder, Schreiber des Schaffners von Frienisberg. Er hatte sich einige gute Freunde gebeten, stand doch seine Ernennung zum Bauherrenschreiber in sicherer und baldiger Aussicht, und dieses frohe Ereignis hieß es gebührend feiern. Er war ja nicht mehr der Jüngsten einer und hatte sich längst nach einer freieren und selbständigeren Stellung gesehnt.

Die Einführung des Zwinglianischen Glaubens hatte ihn, wie so viele andere, aus der naturgemäßen Bahn herausgeworfen, seinem Leben mitten in der besten Entwicklung eine ganz neue und andere Richtung gewiesen, hatte vor allem sein größtes Talent jäh unterbunden. Zwingli, mit dem zusammen er seinerzeit hier in Bern am Chorherrenstift vom Kantor Bartolomäus Frank in die schwierigen Geheimnisse der Musiktheorie eingeführt worden war, und an dessen ausgesprochener

musikalischer Begabung er seine helle Freude gehabt hatte, der vertrieb nun mit seiner neuen Lehre alle die schönen Künste aus der Kirche. Was sollten da noch seine kunstreichen Motetten, seine nach Weihrauch duftenden Hymnen zu Ehren der heiligen Laurentius und Vinzentius, seine große und tüchtig geschulte Chöre erfordernden Messen? Er konnte sein Talent höchstens noch hie und da zu Nutz und Frommen der anspruchsloseren Stadtpfeifer verwenden.

Heute jedoch, mit der Aussicht auf einen abträglicheren und einflußreicheren Posten und im Kreise einiger guter Freunde, war er in vergnüglicher Stimmung und erging sich in zukunftsfrohen Plänen und in behaglichen Erinnerungen aus der sangesfrohen Jugendzeit.

Dazu half nicht wenig die Anwesenheit des musikalischen Freundes Matthias Apiarius, den die Stadt Bern vor noch nicht langer Zeit als oberkeitlich anerkannten Buchdrucker hierherberufen hatte aus Straßburg, wo er mit dem berühmten Drucker Peter Schöffer gemeinsam besonders musikalische Werke durch die neue Kunst vervielfältigt hatte. Dadurch war er auch mit Alder in enge Beziehungen getreten, die sich hier rasch zu persönlicher Freundschaft entwickelt hatten, waren doch hier in Bern nicht allzuviele, mit denen man über musikalische Dinge ein vernünftig Wort reden konnte.

Neben dem etwas schwerfälligen Berner, dem biedern Holzschneider Jakob Kallenberg und dem stillen Hans Kotter, dem Lehrmeister, der früher als Organist in Freiburg gewirkt, des neuen Glaubens verdächtig aber nach Bern sich gerettet hatte, stach der zugereiste Apia-

rius durch seine lebhafte Beweglichkeit, sein sprunghaftes Denken und seine spitze Rede doppelt ab. Diese Eigenschaften hatten auch, verbunden mit den Launen und Späßen seines Musikantenblutes, ihm schon kurz nach seiner Übersiedlung nach Bern den verhängnisvollen Ruf eines unruhigen Geistes zugezogen, der bei der biedern Bürgerschaft ebensowenig zur Empfehlung gereichte wie der stete Geldmangel und das ungeordnete Kassenbuch, durch die sich der Meister Matthias auszeichnete.

In seiner Kunst war er ein anerkannter Meister und die Herren von Bern durften mit Stolz ihre Druckwerke in die Welt hinausschicken; aber auch diese waren mehr das Produkt künstlerischer Laune als geregelten Fleißes, und vieles, was die Presse ihres Hofdruckers verließ, machte den Herren auf dem Rathaus wenig Vergnügen, wenn es ihnen nicht geradezu Unannehmlichkeiten mit empfindlichen Nachbarn bereitete. Gefährliche Spott- und Trutzlieder mit politischem oder gar religiösem Beigeschmack, leichtgeschürzte Gassenhauer wußte sich Apiarius von allen möglichen bekannten und unbekannten Seiten her zu verschaffen und ließ sie dann, mit einem kräftigen Holzschnitt geziert, in alle Welt hinausflattern. Sie trugen ihm offenbar mehr ein und machten ihm mehr Spaß als die sparsamen und offiziell langweiligen Druckaufträge, die von seiten der Räte und Bürger seine Presse in Bewegung setzten. Mehr als einer der bedächtigen Stadtväter bedauerte sowieso schon lebhaft, seine Zustimmung gegeben zu haben zur Einführung der gefährlichen Buchdruckerkunst in die Stadt. Das war auch so eine Neuerung, die, niemand wußte, was alles

zur Folge haben konnte. Warum nicht wie bisher das unbedingt Notwendige außerhalb des eigenen Gebietes bei fremden Druckern in Auftrag geben? Mochten jene Städte dann schauen, wie sie mit dem schwarzen Gift fertig würden!

„Ich wüßte Euch etwas, Meister Apiarius," sagte der Lehrmeister, „ich wurde vom Rat beauftragt, die Chronika, die Herr Valerius Anshelm mit erstaunlichem Fleiße zusammengestellt hat, abzuschreiben. Wenn man das drucken würde, das wäre etwas!" Der Drucker war sofort Feuer und Flamme für diese Idee, aber Alder dämpfte die Begeisterungslohe mit der Überlegung, daß schon ein derartiger Vorschlag zum wenigsten die Ausweisung des Druckers zur Folge haben würde. „Was hat nicht schon seinerzeit Diebold Schilling für Ärger gehabt mit seiner Stadtgeschichte. Jeder hat ihm dreingeredet, und er mußte sie noch einmal schreiben, wie mir Lupulus erzählt hat. Und seiner Frau wurde der Prozeß gemacht, weil sie das Buch nach Zürich verkaufte. Nein, davon laßt die Finger!"

Der Lehrmeister erwähnte allerdings einige Dinge, die noch ganz anders tönten als das Interlaknerlied unseligen Angedenkens, das dem Alderinus eine gesalzene Buße, dem Drucker die größten Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Daran hatte er vorläufig noch genug.

„Aber da hat mir unser Freund Kallenberg ein paar ganz vorzügliche Holzschnitte zu meinem neuesten Werk mitgebracht, die muß ich Euch doch zeigen," rief der Drucker eifrig aus und holte die sorgfältig hergestellten Probeabzüge der Bilder zu den berühmten Weibern des Boccaccio herbei. „Das gibt einen ganz riesigen Er-

folg," fuhr der stets zu den überspanntesten Hoffnungen bereite Apiarius fort, „Giovanni Boccaccio, De claris mulieribus. Kennt ihr das Buch? Nein? Alle möglichen Geschichten von den bekannten Weibern der Juden und Heiden; ergötzliche Anekdoten und erzählt, wie sie nur der vielbewunderte Messer Boccaccio zu erzählen verstand."

„Warum wollt Ihr das nicht in unserer deutschen Sprache herausgeben, daß es auch jeder lesen kann?" fragte der Lehrmeister Kotter, wohl nicht ohne den geheimen Nebengedanken, daß das eigentlich so eine Aufgabe für ihn wäre. Eine Aufgabe, die ihm, dem alten Musiker, eigentlich mehr zusagen würde, als der tägliche Kampf mit der ungebändigten Berner Jugend.

„Eine Sünde wärs!" fiel ihm der Drucker erregt ins Wort. „So was läßt sich in unserer noch so ungehobelten Sprache nicht nacherzählen. Die Feinheiten liegen ja gerade in der Sprache. Übersetzen lassen sich Kunstwerke überhaupt nicht, nur etwa Kräuterbücher und Erlasse unseres hohen Rates."

„Ganz so schlimm stehts denn doch nicht mit unserm Deutsch, Meister Matthias", wollte Alder ein literarisches Gespräch weiterführen, aber der Künstler, der zu fürchten begann, man könnte darüber seine Holzschnitte vergessen, die ihm doch entschieden viel wichtiger erschienen, breitete die sechs Blätter, die Apiarius mitgebracht hatte, wohlgefällig auf dem schweren Eichentische aus und fing an zu erklären, wie er versucht habe, italienische Grazie in die Kompositionen hineinzubringen. „Ich habe einige ihrer Holzschnitte früher einmal gesehen. Ihre Behandlung des Holzes ist eine andere als

bei uns, sie heben mehr die Linie heraus und arbeiten weniger mit schwarzen Flächen. So wie hier auf dem Bilde der Kleopatra —"

„Das dürfte wohl eher die Lucretia sein," bemerkte Alder mit feinem Lächeln; „Matthias, Ihr hättet den Text doch übersetzen lassen sollen, scheint mir. Ohne Euch zu nahe treten zu wollen, verehrter Meister, die Bilder sind vortrefflich, und wenn sie Meister Apiarius am richtigen Ort in den Text einsetzt, so werden sie dem Buche sicher zur Zierde gereichen. Ich freue mich auf das fertige Werk", fuhr er beschwichtigend fort, da er sah, daß der Zeichner seine Bemerkung spitz nehmen wollte.

„Eine Goldgrube wirds," versicherte optimistisch der Verleger und Drucker, „wenn ich es nach Frankfurt an die Messe schicke, wird man sich darum reißen, und ich hoffe, es soll mir so viel einbringen, daß ich aus den schlimmsten Schulden herauskomme. Und es soll mir eine Menge anderer Projekte verwirklichen helfen. Ihr erinnert Euch an das Liederbuch, das ich in Straßburg für Peter Schöffer zusammengetragen habe, Meister Cosmas, Ihr habt ja auch einiges dazu beigesteuert. Damit habe ich mir ein vortreffliches Geschäft entgehen lassen. Das soll mir nicht mehr passieren. Ich habe mir jetzt die Notentypen kommen lassen, mit denen wir den Notensatz direkt setzen können, ohne ihn in Holz schneiden zu müssen, wie das bei dem Buche des Lampadius noch nötig war; damit will ich ein neues Liederbuch herausgeben, und Ihr, Meister Cosmas, müßt mir dann dafür Euer Schreibpult ausräumen. Ich weiß, daß

Ihr da noch vieles vergraben habt. Und Ihr, Herr Kotter, werdet mich auch nicht im Stiche lassen."

Alder lächelte traurig aber doch geschmeichelt; man sah, daß er sich nicht ungern an seine Kompositionen erinnern ließ. „Das werdet Ihr wohl besser bleiben lassen, es könnte Euch wieder einen schlimmen Handel mit unserm Rat auf den Hals ziehen. Ihr müßt nicht vergessen, daß wir die neue Lehre angenommen haben und daß man in Bern damit keinen Spaß versteht. Meine Kompositionen aber sind aus der schönen Zeit, da man in der Kirche noch singen und musizieren durfte." Er seufzte melancholisch. „Aus jenen schönen Zeiten, da wir dem Magister Heinrich Lupulus und Bartolome Frank zu Füßen saßen; da ich mit dem tollen Manuel und dem klugen Doktor Valerius bis tief in die Nächte hinein beim Weine saß auf unserer Zunftstube, und wir die ganze Welt auf neue Beine stellten. Es ist ja dann wohl anders gekommen, aber nicht so wie wir es uns damals ausgedacht hatten; statt Freude und Begeisterung sieht man nur noch Fanatismus und Kopfhängerei. Nein, nein, mein lieber Matthias, die Zeiten, da man derartiges drucken durfte, sind vorbei! Denkt Euch nur das Gesicht, das mein verehrter Nachbar, Herr Berchtold Haller schneiden würde! Der würde sagen, das sei papistisch Werk und gehöre ins Feuer!"

„Doch, doch, Meister Apiarius, solche schöne Sachen sollen nicht verloren gehen, die müßt Ihr drucken," schnitt Hans Kotter entschlossen die Stille ab, die nach Alders traurigen Erwägungen eingetreten war, „und was ich noch habe, soll Euch alles zur Verfügung stehen, und mein armer Freund, der berühmte Meister Wannen-

macher, Ihr kennt ihn ja auch, der soll Euch seine vielen Werke auch geben, dafür will ich sorgen. Der wäre sicher mit Begeisterung bei Eurem Plan, er fühlt sich ja so unglücklich in seinem gottverlassenen Interlaken, wo ihn unsere gnädigen Herren als Landschreiber gütigst versorgt haben. Ich sehe auch nicht ein, warum so ein musikalisches Werk Anstoß erregen sollte. Das ist doch Kunst und die hat doch mit Glauben und Glaubensbekenntnis nichts zu tun!"

„So? Lehrmeister, meint Ihr?" rief der Maler dazwischen, „meint Ihr wirklich? Warum hat man denn alle Kunstwerke zu Schanden gemacht? Warum möchten denn die Künstler, die früher stolz waren auf ihre Werke, diese am liebsten ableugnen, weil sie papistisch gescholten werden könnten? So nur konnte ich mir wenigstens die Antwort des weiland Herrn Landvogts in Erlach denken. Ich fragte ihn um einen technischen Rat, und was meint Ihr, was ich, sein alter Freund, hören mußte? ‚Ich bin nicht Euer Kollege, Meister Kallenberg, ich bin der Ratsherr Manuel!' Ich zähle ja unsere Kunst nicht zusammen, aber könnt ihr euch so etwas denken?"

„Meister Niklaus Manuel?" rief Apiarius ganz bestürzt.

„O ja, das kann ich mir sehr gut denken," sagte Alder lächelnd, „das ist der echte Berner, der aus der Zunft der Künstler und Spaßmacher zu einer Respektsperson sich emporgeschwungen hat. Das hat mit dem Glaubensbekenntnis nichts zu tun. Meine Musik aber wohl. Fragt nur hier Meister Kotter und fragt Herrn Wannenmacher, wie es ihnen in Freiburg ergangen, als man in ihren Kompositionen reformatorischen Geist witterte."

„Dann verſuchen wirs erſt mit weltlichen Liedern!“ beharrte Apiarius auf ſeiner Idee, die er nicht gerne fahren ließ.

„Und da glaube ich,“ ſagte Alder, „kann uns der Verleger ſelbſt mit einigen Liedern aufwarten. Wartet, eins muß ich noch irgendwo haben, ich habe mirs ſeinerzeit abgeſchrieben“, und er ging in ſeinem Schreibpult nachſuchen, nur zum Schein gehindert von dem Komponiſten, deſſen Einwendungen beinahe einer betrübten Miene Platz machten, als das Opus nicht zum Vorſchein kommen wollte.

„Doch, da iſt es!“ Und Alder brachte ein zierlich beſchriebenes Blatt, das er vor ſich hinlegte; dann kommandierte er den ſich ſträubenden Autor neben ſich und fröhlich klang es durch das verwundert aufhorchende Gelehrtenſtübchen:

Es taget vor dem Walde, ſtand uf, Kätherlin!
Die Haſen laufen balde, ſtand uf, Kätherlin!
Holder bul, heioho, du biſt min ſo bin ich din.
ſtand uf, Kätherlin!
Es taget in der auwe, ſtand uf, Kätherlin!
Schöns lieb laß dich anſchouwen,
ſtand uf, Kätherlin!
Holder bul, heioho, du biſt min ſo bin ich din.
ſtand uf, Kätherlin!

„So was laß ich mir auch gefallen, das verträgt ſich auch mit meinem Glaubensbekenntnis!“ rief der Meiſter Kallenberg, der gegen Ende begeiſtert mit eingeſtimmt hatte.

Die Fröhlichkeit nahm erſichtlich zu, und eine Scherz-

rede rief der andern, und das Vergnügen erreichte seinen Höhepunkt, als in gemeinsamer Beratung das Druckerzeichen des Matthias Apiarius ergänzt und ausgeschmückt wurde. Kallenberg hatte einen Vorschlag gezeichnet, einen Baum, in dessen Höhlung die fleißigen Bienen Honig sammeln. Diese sinnige Anspielung auf den Namen Biener, oder nach damaliger Humanistensitte latinisiert Apiarius, fand allgemeinen Anklang. Nur fand man dies nicht genügend kennzeichnend.

„Da haben wir wohl den fleißigen Honigsammler Apiarius, aber es fehlt das Zeichen der Stadt, deren Hofdrucker er ist", bemerkte Kotter.

„Der Bär verträgt sich ja ausgezeichnet mit den Honigbienen," warf Alber ein, „der Zeichner fügt noch einen Meister Petz bei, der den Bienen an den Honig geht, das bedeutet dann das bernische Publikum, das die Erzeugnisse des Fleißes des Apiarius kaufen soll."

„Vortrefflich!" rief der Drucker, „so sagen wirs den Bernern, für mich aber bedeutet es die stete unerwünschte und bärenhafte Einmischung des Rats in meine Tätigkeit."

Der Zeichner hatte inzwischen schon eine neue Skizze angefertigt, auf der ein Bär begierig am Baume hinaufkletterte.

„Das wollen wir aber nicht so ungestört dulden," spann Kotter den Gedanken weiter, „dafür sind dann wir da, um die unnötigen Eingriffe der verständnislosen Stadtväter abzuwehren. Das muß auch noch drauf, Kallenberg!"

Aber wie? Das gab ein langes, fröhliches Hin und Her von Vorschlägen, bis man sich auf einen Knüppel

einigte, der den Bären jedesmal auf die Schnauze schlagen mußte, wenn er an den Honig ging. So kamen eine ganze Reihe von lustigen Einfällen und Entwürfen zusammen, aus denen der Zeichner versprach, dem Drucker ein schönes, sinnreiches und eigenartiges Signet für die Erzeugnisse seiner Presse zusammenzustellen.

„Und möge es recht oft gebraucht werden und weit in der Welt herumkommen! Darauf leere ich meinen Becher und zwar den letzten," rief der Magister, „denn es ist schon spät in der Nacht und Zeit zum Heimgehen."

Cosmas Alder hielt sie nicht zurück, denn die Zeit war wirklich bedenklich vorgerückt. Er geleitete sie hinunter, schloß die schwere Eichentüre auf und verabschiedete sich von den Gästen, die mit lauten Schritten sich entfernten. Kallenberg hinunter stadtabwärts dem Stalden zu, Kotter und Apiarius die dunkeln Lauben hinauf, die noch lange von dem fröhlichen Gelächter des Druckers widerhallten.

Droben in seiner stillen Gelehrtenstube stellte Cosmas Alder alles wieder zurecht, und ein leises Lächeln huschte über seine feinen Züge, als ihm der Ausspruch Niklaus Manuels, der den wackern Zeichner so schwer geärgert hatte, wieder durch den Sinn fuhr. Er bedachte, daß mit seiner Ernennung zum Bauherrenschreiber der erste Schritt zum Ratsherrn gemacht war.

Aber seine Jugendkompositionen hielt er doch besser bei Lebzeiten im Pulte verschlossen.

In die Berge

Ein häßlicher langer Berner Winter lag endlich in den letzten Zuckungen; heitere safttreibende Frühlingstage wechselten mit brutalen Rückschlägen, die all das hoffnungsvoll emporkeimende Leben wieder mit einer harten Frostdecke unbarmherzig zudeckten, aus der niemals eine Erlösung möglich schien. Heute, nachdem man schon die Ostertage gefeiert hatte, schien endlich der Winter endgültig auf den Rücken geworfen. Der schneidende Bysluft, der Tag für Tag vom blauen Juraberge her über Wälder und Wiesen gefahren war, blieb aus, mild und würzig dampfte der aufgebrochene Boden, den die schon hochstehende Sonne in wenigen Stunden aufgeweicht hatte.

Zufrieden hatte es der hochgelehrte Professor linguae graecae et hebraicae Bendicht Marti, oder wie er sich lieber nennen hörte, Benedictus Aretius, heute zum erstenmal unterlassen, neues Holz in den seit bald fünf Monaten nie mehr ganz erkalteten großen grünen Kachelofen schieben zu lassen.

Jetzt klappte er den schweren Thesaurus linguae zu, trat behaglich hinaus auf die breite Holzlaube, die einem Schwalbennester gleich vor seinen Fenstern der Hausfassade angeklebt war, und ließ seine Blicke glücklich dem herrlichen Ausblick entlang schweifen, der sich ihm hier darbot.

Tief unter ihm sauste die schon vom ersten Schneewasser graue Aare lärmend über die Schwelle in das breite Becken, aus dem jenseits der bewaldete Hang das Auge wieder hinaufführte über weites Mattland zum Waldsaum, hinter dem der Professor die Aare wieder versteckt wußte; dann stieg das fruchtbare Gelände weiter hinan zur Höhe des Gurtens und des Belpberges, über die das Schabziegerstöcklein des Stockhorns und die gewaltige Pyramide des Niesens aus blauer Ferne herüberlugten. Und die ganze weitgespannte Kette der Hochalpen, die noch namenlos und unzugänglich in leuchtender Weiße den blauen Himmel auszackte, schloß das grandiose Panorama, dessen sich die Schulherrenhäuser an der Herrengasse erfreuten, an sichtigen Tagen wie heute künstlerisch ab.

„Wem sollte ob diesem Theater des Herrn nicht das Herz aufgehen," murmelte Aretius, „Dummköpfe, Tölpel, Pilze, Fische, träge Schildkröten sind alle die, denen das keinen Eindruck macht!" Und bei all diesem Getier dachte er an Anton Tillier, den Herrn Deutschseckelmeister, der ihn gestern in der Schulratssitzung wegen seines Frühlingsreisefiebers und seiner Berglieb-haberei verspottet und lächerlich gemacht hatte. Was konnte er dafür, daß alle die Bewohner der Stadt keine Augen zu haben schienen für die Schönheit der Berge, keinen Sinn für die fröhliche Wanderung durch ihr herrliches Land? Mußte einer als Vogt ins Oberland, so jammerte er über die mehrjährige Verbannung, und seine Schüler, die jungen Predikanten, zitterten vor der Möglichkeit, ihr Los könnte sie nach den Tälern des gefürchteten Hochgebirges verschlagen.

Dieser Gedankengang führte den gelahrten Herrn von den Predikanten wieder zu dem Geschenk seines Freundes, des Pfarrers zu Sigriswyl, das er heute erhalten hatte. Ein Sigriswyler Mädchen, das mit dem gestrigen Marktschiff von Thun gekommen war, um einen Dienst in der Stadt anzutreten, hatte ihm das hochwillkommene Paketlein überbracht: eine ganze Sammlung kleiner, sorgfältig in feuchtes Moos gebetteter Pflänzlinge und Samen von Alpenpflanzen, die der blumenfreundliche Seelsorger Piperinus dort oben in seinem wohleingerichteten und gepflegten Alpengarten gezogen und gehegt hatte. Der wußte wohl, daß er damit seinem Freunde in Bern, der von derselben Leidenschaft besessen war, die größte Freude machte.

Aretius hatte die Sendung auch noch gleich am Morgen sorgfältig erlesen und geordnet und mit Freude festgestellt, daß nur einigen wenigen die Reise doch zu lang geworden war, die meisten hatten sie gut überstanden und versprachen, eine vielbewunderte Zierde seines eigenen, weit herum bekannten Pflanzengartens zu werden. Noch durfte er sie wohl kaum in die freie Erde versetzen, er mußte sie erst noch, bis das Wetter vor jedem Rückfall in den Winter sicher war, im Zimmer in seinen Kistlein zwischen den reichdurchsonnten Fenstern hegen und großziehen; aber er konnte doch schon nachsehen, wo er sie am besten unterbringen würde im Garten unten.

Der Professor setzte sein schwarzes Hauskäppchen auf, das ihm ein so würdiges Aussehen verlieh, und kletterte alle die Treppen hinunter neben dem Keller vorbei, hinab auf die vielen untereinandergelagerten Teraßlein,

auf denen sein Garten bis fast hinunter an die Aare sich erstreckte, wohlig in der prallen Sonne und vor jedem Winde geschützt. Vorsichtig turnte er über die wackligen, ausgelaufenen Sandsteinplatten, die von zuoberst bis zu unterst eine nicht immer vertrauenerweckende Treppe bildeten.

Mit behaglichem Wohlgefallen musterte er die gepflegten Beete, auf denen so manche seltene und unbekannte Pflanze gezogen wurde: gelbe und blaue Wolfswurzen, purpurrote Fluhblumen, Gentianen, Gemschenwurz, Ankenballen, Bergrosen und Guldinkraut. Und manches neue versprach ihm die Sendung des Christoph Pfefferlin, dem Verzeichnis nach zu schließen, das den Brief begleitet hatte. Die Betrachtung all der kommenden Herrlichkeiten, die jetzt noch meist zwischen den aufgetürmten Bergsteinen unter Tannenreisern versteckt den Winter überdauerten, machte ihn ganz glücklich und reifte in ihm den Entschluß, wieder einmal die ihm so liebe Alpenwelt aufzusuchen.

Er war so in Gedanken versunken, daß er heftig zusammenschrak, als plötzlich von oben herab die nicht gerade liebliche Stimme seiner alten Dienstmagd, die vor vierzig Jahren eine Schönheit seines Geburtsortes Bätterkinden gewesen sein mochte, ihn in seine Studierstube hinaufbeorderte, wo seiner ein Fürsprache heischender Student harrte. —

Aber der Gedanke jenes schönen Frühlingstages verließ ihn nicht mehr; er keimte wie die Pflänzlinge, die ihm damals Piperinus aus Sigriswyl als Gruß aus den Alpen gesandt hatte, und an einem frühen Sommermorgen des Jahres 1558 sehen wir den gelehrten Herrn

Professor ohne Talar und Spitzenkrause in schlichtem Wanderkleide den steilen Krümmelweg hinaufklettern, vom Dorfe Blumenstein, wo er im Pfarrhaus genächtigt hat, hinauf auf den Grat und auf die Spitze des Stockhorns, unter der Führung eines aufgeweckten Hirtenbuben, mit dem sich der Professor, der mit dem Talar alles Professorale abgelegt hat, vortrefflich unterhält. Alles interessiert ihn, der Bub muß ihm die Namen der Hörner und Spitzen, der Alpweiden und Ansiedelungen sagen, die er weiß, die Pflanzen benennen, die der Gelehrte zur größten Verwunderung des Begleiters überallher zusammenbotanisiert, und eifrig schreibt Aretius auf, was ihm neues Wissen bedeutet.

Schwer reißt er sich von der lieblichen Rundsicht auf die Seen und Täler zu seinen Füßen los und läßt sich den Abstieg nach Erlenbach zeigen, wo er die Nacht über bleibt.

Am nächsten Morgen in aller Frühe macht er sich wieder auf den Weg und besteigt trotz der Anstrengung des vergangenen Tages den Niesen, auf dessen Spitze er am Mittag anlangt, eine stattliche Leistung für den dreiundfünfzigjährigen Mann, der, trotzdem er auf den Felsen des Gipfels eine Menge Inschriften, Verse und Namen früherer Besucher vorfindet, trotzdem den Ruhm in Anspruch nehmen darf, der erste bewußte Alpenreisende zu sein, den Wanderlust und wissenschaftlicher Forschertrieb auf Berge hinaufführte, die von seinen Zeitgenossen als erschreckliche und unzugängliche Wildnis gemieden wurden.

Bei seinem Freunde Piperinus ruhte er sich dann noch einige Tage aus, mit ihm die reiche Ausbeute an

Alpenpflanzen sichtend und bestimmend, den berühmten Alpengarten des Pfarrherrn durchmusternd und von der Schönheit der Berge schwärmend.

Als der Professor wieder zu Hause an der Herrengasse in seinem Studierzimmer saß und hinausblickte auf seine Freunde Stockhorn und Niesen, empfand er das Bedürfnis, dieser schönen Ferienreise ein Denkmal zu setzen, und er schrieb seinem gelehrten Freunde, dem Zürcher Arzte Conrad Gesner, eine ausführliche Beschreibung seiner Alpenreise und der dabei gemachten Beobachtungen und Entdeckungen.

Dieser aber hatte so große Freude an der Schilderung, daß er sie zwei Jahre später im Druck herausgab im Anschluß an ein von ihm herausgegebenes medizinisches Werk und sie mit einem freundlichen Zueignungsbrief dem gemeinsamen Freunde Piperinus in Sigriswyl widmete.

Die Staatskirche

Wer den Dekan Johann Heinrich Hummel am frühen Morgen des 3. Sept. 1663 gesehen hätte, der würde nicht das hochehrwürdige und feierliche Haupt der Bernischen Staatskirche in ihm vermutet haben. Mit großen aufgeregten Schritten pendelte er in seinem Zimmer hin und her wie ein Raubtier in seinem Käfig, nur daß ihm mehr Hindernisse durch Tisch, Stühle und Bücherbretter in den Weg traten, und versuchte mit ungeschickten Fingern seine mächtige, frischgalanderierte Halskrause unter dem Vollbart festzuknüpfen. Es wollte und wollte nicht, und nicht jedes Wort, das ihm dabei entschlüpfte, hätte er von der Münsterkanzel aus wiederholen dürfen. Bald waren ihm hinten die langen Locken, bald vorn der wellige Bart im Wege, bald wieder klemmten sich die von der Gicht gesteiften Finger in den unzähligen Knöpfen, die vorn den schwarzen Talar des Kanzelredners zusammenhielten.

Er hatte eine schlechte Nacht hinter sich. Nicht nur die gichtischen Schmerzen waren ihm aufsässig gewesen, fast noch mehr hatten ihn seine Gedanken nicht zur Ruhe kommen lassen, die ihn nach den Aufregungen des gestrigen Tages und in Erwartung des heutigen beschäftigten.

„Und das sollte einem dann nicht im Kopfe herumgehen," brummte er zornig vor sich hin, „lächerlich, diese

Behauptung des Doktors Bogdan, es sei stets ein Zeichen von Schwäche, wenn man sich von lästigen Gedanken beherrschen lasse; so habe ihn der große Hildanus gelehrt: ein kräftiger und gesunder Geist soll ihnen die Türe vor der Nase zuschließen und sie nach seinem Willen wegweisen können. Der hat wahrscheinlich keine, die ihn bedrängen!" Der Einwurf des Arztes schien ihm aber doch tief ins Fleisch geschnitten zu haben. Er konnte ihn auch jetzt nicht wegweisen.

Und doch war sich der Dekan bewußt, ein kräftiger Geist zu sein. Das hatte ihm ja grad der gestrige, wohlausgefüllte Tag wiederum bewiesen. Er kostete es in Gedanken noch einmal durch, wie er den Sturm in der Konventssitzung heraufbeschworen, aber auch das Schifflein nach seinem Willen durchgesteuert hatte zu dem Ziel, das er sich vorgenommen. Trotz des heftigen Widerspruches seiner Kollegen hatte er es durchgesetzt, daß dem Professor David Wyß, der den verwerflichen Lehren des neumodischen Philosophen Cartesius in der bernischen Schule Eingang zu verschaffen suchte, von Obrigkeit wegen solches Beginnen strengstens verboten wurde. Er wird noch weiter gehen. Er wird die Bücher, die solches Gift bringen, verbieten lassen und den Studenten die etwa vorhandenen bei Gelübde abfordern lassen. Er wird seine ganze Macht aufbieten, daß nicht an den Säulen der strengen Rechtgläubigkeit gerüttelt werde.

Und mit diesem Entschluß hatte er auch seine Halskrause in Ordnung, die nun wie ein großes, weißes Rad den Kopf vom Rumpfe trennte und ihn wenigstens äußerlich in seiner ganzen Ehrfurcht gebietenden Autorität hinstellte, deren er bedurfte, wenn er heute morgen mit

den englischen Gästen zu Ihro Gnaden dem Herrn Amtsschultheißen zur Audienz wollte.

Innerlich aber war das Gleichgewicht trotzdem noch nicht hergestellt und seine Schritte hatten sich noch nicht verlangsamt. Zu lebendig erzitterte noch sein Gemüt nach von dem heftigen Stoß, mit dem ihn gestern nach dem Konvent in einer kurzen Unterredung Beat Fischer so unvermutet aufs heftigste getroffen hatte. Er ließ sich das Gespräch noch einmal durch den Sinn gehen, um sich Rechenschaft zu geben, ob er recht getan.

Fischer wollte ihn bestimmen, den Befehl rückgängig zu machen, der die eingetürmten Wiedertäufer, mit denen er, Hummel, einen ganzen Nachmittag fruchtlos disputiert hatte, nach Genua auf die Galeeren auslieferte. Er stellte ihm vor, es seien doch von den stillsten, ruhigsten und arbeitsamsten Bauern, die ihr Land trefflich in Ordnung hielten. Man solle sie doch gewähren lassen, oder doch nur außer Landes schicken, nicht aber in dieser Weise wie schwere Verbrecher sie bestrafen. Da war der Dekan aber ganz anderer Meinung. Die Verschickung zu ihren Glaubensbrüdern käme einer Billigung ihrer Lehre gleich und würde zweifellos noch mehr zum Irrtum verleiten. Die Gefangenhaltung dagegen schreckt ab und gewährt das Mittel, behufs einer Bekehrung beständig auf sie einzuwirken. Lassen sie sich aber nicht überzeugen, so sind sie auszurotten. Wie soll die Obrigkeit solche Leute in der Hand haben, die nicht die Predigt besuchen? Ja, die den Genuß des heiligen Abendmahls verweigern? — Hier fühlte er wiederum das schmerzhafte Zusammenzucken seines Herzens. — Der Anwalt der Täufer hatte ihm auf diese Ansicht hin erwidert, die

Täufer weigerten sich, zum Abendmahl zu gehen, weil öffentliche Sünder nicht davon ausgeschlossen würden. „Und wie ist es mit den englischen Königsmördern? Hat nicht der Pfarrer von Vivis an den Rat geschrieben, daß sie das gemeinsame Abendmahl nicht besuchten und zwar aus demselben Grund? Warum ist bei den einen recht, was bei den andern falsch und verwerflich ist?" Dieses Argument hatte ihm den Stoß gegeben, von dem er noch jetzt sich erschüttert fühlte. Hatte er das Recht gehabt, seine schroffe Widerlegung einfach mit seiner Autorität zu decken?

Die Schritte des geistlichen Staatshauptes wurden noch aufgeregter. Der Kampf in seinem Innern grub immer tiefere Falten in seine hohe Stirne, und es schien sich ein richtiger Zornesausbruch vorzubereiten.

Da wurden ihm die englischen Gäste gemeldet.

Was ihm vorher nicht gelang, bewirkte dieses äußere Ereignis momentan. Sein Wille schob alle die quälenden Gewissenszweifel weit von sich. Seine Gestalt strahlte nur noch Autorität und Freundlichkeit, als er den berühmten Richter Jakobs I., den General Edmund Ludlow, willkommen hieß.

Bald waren sie in eifrigem Gespräch, und Hummel freute sich, zu erzählen von den Studienjahren, die er in England verbracht hatte, von seinen gelehrten Freunden, in deren Haus er wie ein Sohn verkehrt hatte und mit denen ihn immer noch ein herzlicher Briefwechsel verband. Die Engländer ihrerseits freuten sich, wieder einmal in ihrer Muttersprache ungezwungen plaudern zu können und wurden nicht müde, dem einflußreichen Kirchenmann zu danken, dessen warmer Fürsprache, wie

sie wohl wußten, sie zu einem nicht geringen Teil die gastliche Zuflucht und den wirksamen Schutz im Gebiete des mächtigen Freistaates zu danken hatten. Jetzt waren sie nach Bern gekommen, um persönlich der Obrigkeit ihren Dank für das gewährte Asyl auszusprechen.

Dem Herrn Dekan war die Volksmenge gar nicht unlieb, die von der Ankunft der berühmten Gäste gehört hatte und nun neugierig sie auf dem Wege bestaunte, als sie in die Wohnung des Amtsschultheißen, Herrn Anton von Graffenried, hinunterschritten. Sie trafen ihn gerade bei den Vorbereitungen zu seiner Abreise an den Hof des Königs von Frankreich. Die Engländer überreichten ihm eine Dank- und Ergebenheitsadresse, da sie der deutschen Sprache nicht genug mächtig waren, worauf Ihro Gnaden sie ihrerseits mit wohlgesetzten Komplimenten bedachte und sie nicht ohne Selbstgefühl des kräftigen Schutzes der Bernischen Republik versicherte, auch nicht ohne eine Anspielung auf die niederländischen Staaten, die um kleiner Handelsvorteile willen ihre Flüchtlinge an den rachgierigen englischen König ausgeliefert hatten.

Nach der feierlichen Audienz begleitete der Schultheiß die erlauchten Gäste noch bis hinunter auf die Straße, wo er sich von ihnen verabschiedete. Hummel aber, der auch bei dieser Unterredung den Dolmetscher gemacht hatte, zeigte ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt, die beiden Ratssäle und das wohlausgerüstete Zeughaus, in dem den englischen General vor allem die lebensgroße Holzfigur Wilhelm Tells aus leicht erklärlichen Gründen freute. Er ließ sich die Geschichte von der Befreiung der Waldstätte ausführlich berichten, wofür

er dann seinerseits bei dem offiziellen Mahl den bernischen Ratsherren und Offizieren seine eigene spannende Geschichte erzählte, den hervorragenden Anteil, den er an den Ereignissen der englischen Revolution genommen.

Als seine Wohlehrwürden, der Herr Dekan Humelius, wieder zu Hause eintrat und die Halskrause wieder löste, hatte er seine Ruhe und das innere Gleichgewicht wieder gefunden. Er wird auch weiterhin mit dem ganzen Gewicht seiner allmächtigen Persönlichkeit und Stellung alle Strömungen rücksichtslos verfolgen und unterbinden, die an den Grundfesten des vom Staate anerkannten Kirchenglaubens rütteln wollen, im übrigen aber mit weitherziger Toleranz die verfolgten Glaubensbrüder aufnehmen und beschützen, wo sie auch herkommen werden, bewußt, damit im Sinn und Geiste des bernischen Staatsgedankens zu handeln, dessen kirchlicher Vertreter er ist.

Zufrieden streift er den schwarzen Talar ab und setzt sich in seinen Sessel am Schreibpult, mit lebhaftem Interesse das Päcklein betrachtend, das ihm die Engländer geschenkt haben. Es enthielt von dem seltenen und seltsamen Kraut, das sie Tabak nannten und ihm als wirksames Mittel gegen die Gicht warm empfahlen.

Er wird morgen damit einen Versuch machen; jetzt aber schneidet er sich eine neue Feder und schreibt emsig weiter im Hochgefühl eines wohlangebrachten Tages an seinen Erklärungen des Briefes an Philemon, die schon zu einem ganz stattlichen Bande angewachsen sind.

Ein Abend im Rauchleist

Junker Rudolf Sinners Jean, an dem heute die Reihe war, im Rauchleist den Dienst zu besorgen, legte noch einige tüchtige Knebel ins Kaminfeuer, so daß es hell aufsprätzelte, entnahm dem hohen Eichenschrank die beiden großen Bleitöpfe, in denen das neumodische Tabakkraut aufbewahrt wurde, stellte sie auf den schweren Tisch, legte darum herum die langen weißen Holländerpfeifen, die Aschenschalen und die zinnernen Trinkbecher, stellte die zwölf Armsessel an ihre Plätze und wartete dann auf die Herren, die sich jeden Donnerstag Abend hier oben im Turmzimmerchen des alten Befestigungsturmes trafen. Er hatte noch Zeit, mit tiefsinniger Andacht die beiden Aufschriften der Bleitöpfe zu studieren, „Was sind wir? — Rauch!" — „Was werden wir? — Asche!", die in seinem Hirn die sonderbarsten Gedanken umeinanderrührten.

Der nahe Käfigturm hatte inzwischen die siebente Abendstunde geschlagen. Da kamen die Herren einer nach dem andern die finstere Treppe heraufgepoltert, und schon am Schritt waren Alter und Temperament zu unterscheiden: vom würdigen gewesenen Landvogt, der gewohnt war, seine ausgedehnten Ländereien abzureiten, bis zum jungen Kanzleischreiber, der noch schüchtern das Glück des in Gnaden aufgenommenen Schwiegersohnes und damit die sichere Anwartschaft auf eine Rats-

herrenstelle erwartete. Fast allen aber merkte man, als sie sich im Zimmer begrüßten, den Offizier an. Die meisten hatten auch in den holländischen Regimentern gedient, hatten den Dienst ganz quittiert oder warteten auf eine neue Offiziersstelle. Aus Holland hatten sie auch das Bedürfnis nach einer Pfeife Tabak mitbracht, und die Befriedigung dieses Vergnügens vermochte in dem sonst nach Rang und Stand so streng geschiedenen Bern des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts eine so gemischte Gesellschaft zusammenzubringen wie die acht Herren, die, eine Stunde später, gemeinsam dem von staatswegen eigentlich immer noch streng verpönten Genuß des Tabaktrinkens andächtig frönten.

Als die ersten üblichen, allgemeinen Gesprächsstoffe abgeredet waren und die Behaglichkeit des gemütlichen Zusammensitzens und der gute Wein, den Jean eben so emsig nachgießen mußte wie er die Pfeifen neu zu stopfen hatte, den Herren die Zunge und die Gedanken immer mehr lösten, ließ sich bald einmal doch eine Trennung in zwei Lager deutlich erkennen, die nicht durchwegs auf Alter und Temperament, auch nicht etwa auf politische Meinungsverschiedenheit zurückzuführen war.

Auch die religiösen Ansichten schienen nicht die Spaltung zu bewirken, denn einhellig war man in der schärfsten Verurteilung des Pietismus, dessen Umsichgreifen trotz aller energischen Gewaltmaßnahmen, die von der Regierung seit zwanzig Jahren gegen dieses schleichende Gift losgelassen wurden, nicht aus der Welt zu schaffen oder von den Grenzen der Republik auszusperren war.

Die gegnerischen Lager wurden auf einer ganz anderen Linie bezogen, und immer deutlicher wurde erkennbar, daß sich die Anhänger der althergebrachten Sitten und die Verteidiger der neueren verfeinerten und anspruchsvolleren Lebenshaltung in stets ausfallbereiter Kampfstellung gegenüberstanden.

Schon seit längerer Zeit war diese Wandlung der Sitten und die verschiedene Stellungnahme dazu im Rauchleist zum Lieblingsthema der vorgerückteren Stunde geworden, aber so heftig wie heute waren die Geister besonders in so kleinem Kreise noch nie aufeinandergeplatzt. Anlaß dazu hatte der Skandal gegeben, der seit letztem Sonntag die ganze Stadt in Aufregung hielt.

Seine Wohlehrwürden, der Dekan Bachmann, hatte in seiner Predigt im Münster über die Verderbnis der Sitten gesprochen und sich dabei zu dem Ausspruch hinreißen lassen: „Dort ist das Sodom und Gomorrha, von wo aus Sünde und Laster kommen und Strafe, schreckliche Strafe nachfolgen wird!" Und dabei hatte er mit unverkennbarer Absicht auf das nahegelegene Haus des Brigadiers Vincenz Stürler gezeigt, in welchem kurz zuvor in fröhlicher Abendgesellschaft Maskeraden und Aufführungen von kleinen Lustspielen in Szene gesetzt worden waren, was die Eiferer gegen die Einführung derartiger weltlicher Vergnügungen begreiflicherweise in Harnisch brachte. Gerade die Tatsache, daß sie nicht mehr wie im verflossenen Jahrhundert die unbeschränkte Macht über das gesamte Leben haben sollte, riß die hohe Geistlichkeit zu solch maßlosem Eifern hin.

Begreiflich fand dieser unerhörte Ausfall von so sichtbarer Stelle aus die mannigfaltigste und widersprechendste Beurteilung; die ganze Stadt trennte sich in zwei feindliche Lager, und der hohe Geistliche fand ebenso begeisterte Verteidiger wie die Frau Generalin Stürler, die besonders der Jugend endlich einmal in das finstere Bern etwas von dem Licht zu bringen schien, das ihnen draußen in der Fremde so wohltuend den Lebensweg beleuchtet hatte, oder von dem ihnen doch von allen möglichen Seiten her Wunder erzählt worden waren.

Durch die Rauchwolken schmissen sich die acht Tabakskollegen die Worte an den Kopf; Entnervung der Jugend, Untergang des Staates, Beschränktheit, Engherzigkeit, Nachäfferei flogen nur so hin und her über den schweren Tisch, der von manchem Faustschlag und von manchem hart aufgesetzten Becher schütterte.

„Sollen wir denn immer noch leben wie die alten Hirtenbuben?“ rief der rundlich mollige Kirchberger, dem man diese direkte Abstammung allerdings nicht mehr ansah, „neue Zeiten schaffen sich neue Bedürfnisse, ihr kleidet euch auch nicht mehr in Wams und Pluderhosen, und wenn Euch, Herr Hackbrett, die alten Schweizer so dasitzen sähen, in Rauchwolken gehüllt von einem staatsgefährlichen indianischen Kraut, und Euch ihre alten biedern Sitten und einfältige Lebensweise rühmen hörten, sie würden Euch sonderbar ansehen.“

„Das ist ganz etwas anderes, Cousin,“ antwortete statt des Angeredeten ein junger Willading, „es handelt sich da nicht um einzelne Neuerungen, sondern um die ganze Lebensart. Diese Teegesellschaften mit zierlichem

Backwerk und süßen Redensarten, an Tischchen, die zusammenkrachen, wenn einer einmal draufschlägt, und auf Stühlchen, auf denen man sitzt wie auf Glasscherben, weil man stets fürchten muß, ihnen ein Bein abzuknicken, wo alles errötet, wenn einer flucht oder gar einen Flecken auf seinem Kleide hat, diese Zierpupperei verweichlicht und verweibt unsere Jugend, gewöhnt sie ans Schlemmen und ans Geldverschleudern. Jeder meint jetzt, er müsse die altväterische Wandbank abschaffen und so ein gstabeliges Sofa aus Paris kommen lassen, jeder findet die kleinen blinden Fensterchen, die so heimelig machen, häßlich und läßt große viereckige Glasscheiben einsetzen, durch die ihm die ganze Straße ins Zimmer sehen kann. Ja, man sagte mir, daß der junge Bonstetten, der Secretarius der Weltschen Holzkommission, in seinem Hause das prachtvolle Eichentäfer herausnehmen ließ, um dafür buntes Papier anzukleben. Fi donc!"

„Das ist eben Geschmacksache," warf dem Verteidiger der alten Sitten der lange knochige Hauptmann Freudenreich hitzig entgegen, gereizt durch den letzten Ausfall, der auch ihn traf, hatte er doch sein altes Prunkgetäfer jüngst zwar nicht herausnehmen aber doch hellgrau im Pariser Modeton überstreichen lassen, „der eine hats eben gerne so, der andere so, und wenn ich lieber zu einer Abendgesellschaft zu Stürlers gehe, als an die Saufereien und Prügeleien im Distlizwang, so ist das eben auch Geschmacksache. Ich meine, unsereiner hat im Garnisonleben oder im Krieg Gelegenheit genug zu verwildern und sollte die Möglichkeit gerne benutzen, sich wieder etwas zu kultivieren."

„Wenn du so am Alten hängst, Willading, so kann ich dir nur anraten, dem Leist zur goldenen Laus beizutreten," rief Tillier über den Tisch herüber, „habt ihr noch nicht davon gehört? Von einer ganzen Reihe bekannter Herren, sogar von Mitgliedern des Rats hat man mir gesagt, die als Gegengewicht zu der Stürlerschen Invasion wälscher Verweichlichung einen neuen Leist gebildet hätten, der an seine Mitglieder als Hauptbedingung zur Aufnahme die Verpflichtung stellt, sich wenigstens einmal in der Woche toll und voll zu betrinken, wohl als Zeichen altbernischer Männlichkeit."

Maliziöses Lächeln und verlegenes Husten kreuzten sich über dem Tisch.

„Ah, ça m'intéresse," sagte Hackbrett, „dem Leist werde ich auch beitreten. Ich finde das immer noch vernünftiger als eure affektierten Komödiantenabende; für solche Spectacles gehe ich auf den Holzmarkt oder ins Ballenhaus. Et puis, ce qui m'intrigue, il y a là des gens, so Leute, junge Laffen, die glauben, sie seien wunder wie gescheut, wenn sie alle möglichen Bücher lesen, des écrivains anglais et français, sogar politische Traktate, die man verbieten sollte. Et ils ont des idées, ces gens-là! Ich glaube, dort wird auch die neue Gazette fabriziert, qui se moque de tout."

„Nein, da sind Sie im Irrtum, cher oncle," erwiderte der junge Sinner, „das Freytagsblättlein wird ganz anderswo fabriziert, aber den Stoff dazu liefert uns das Stürlersche Haus so gut wie der Rauchleist und der Lausleist, den ich mir übrigens merken muß —"

„O ja, und der englische Spektator auch, das haben wir längst bemerkt", warf spöttelnd Willading ein.

„Und wenn es euch interessiert," fuhr Sinner unbeirrt fort, „so kann ich euch einen neuen Beitrag dazu vorlesen, der mir dieser Tage und zwar von weit her zugeschickt worden ist. Er paßt ausgezeichnet hierher. Er schildert treffend das Leben eines jungen Berners nach der guten alten Sitte, wie ihr ihn wollt", und er entfaltete einen mit zierlicher Schrift beschriebenen Brief, aus dem er, ohne die Einwilligung abzuwarten, vorzulesen begann.

„Sonntag Morgens gegen 8 Uhr stunde unser ehrliche Mann auf, kleidete sich gantz gemächlich an, weilen er gehört, daß ein fremder Prediger angelanget, den er hören würde; nach der Predigt gienge er nach Hauß, um 11 Uhr setzet er sich zu Tisch, hat trefflichen Appetit, ward aber ungeduldig, weil der Spartz nicht nach seiner Art zugerichtet ward, legt sich darnach auf das Bett und schlaffet biß um 2 Uhr, empfanget seine Freund, welche mit ihme spazieren gehen und sich hernach bey den allgemeinen Versammlungen auf den Bruggenen bey den anderen einfinden. Gehet darauf nach Hauß, speiset zu Nacht und findet sich nach dem Nachtessen bey der großen Gesellschaft auf dem Kirchhof ein, und gehet endlich um 11 Uhr schlaffen."

„Mais c'est un persiflage, das ist eine Schindluderei, il me paraît" rief empört der dicke Major Dittlinger, der sich bisher nur mit abwechselndem Nicken und Kopfschütteln und mit vehementem Auspusten des Tabakrauches an der Unterhaltung beteiligt hatte, „c'est un affront, das werdet ihr doch nicht in euer Blättlein aufnehmen wollen?"

„Aber sicher, mon major!" entgegnete Sinner, „hört

nur weiter, die Woche hat ja kaum begonnen, es kann ja noch ganz anders kommen."

„Montag Morgens um 9 Uhr —"

„Schon eine Stunde später", warf Tillier schmunzelnd ein.

„— stehet er auf, lauffet eine halbe Stund die Kammer auf und nieder, ruffet dem Knecht, daß er ihme sein Thee rüste, ziehet sich darauf an und lasset sich das Morgen Essen zubereiten. Sendet seinen Diener Tabak zu holen, ist übel mit ihme zufrieden, weil sein Missisipi allzu trocken ist. Setzet sich zu Tisch. Gehet um 1 Uhr sehen, wo er in der Stadt seine Freunde finde, gehet mit ihnen vor das obere Thor und läret mit ihnen 5 Flaschen guten Weins, kommt um 7 Uhr wieder in die Stadt, will nicht zu Nacht speisen, sondern lasset sich auf einer Zunfft Bier holen und trincket solches mit seinen Freunden bey einer Pfeiffen Taback, gehet nach Hauß um 12 Uhr und schlaffet gantz wohl."

„Tiens, c'est le portrait de mon gendre!" rief lachend der schweigsame Luternau, „wie gspeut!"

„Dienstag Morgens schlucket er seine Laxier-Pillulen und haltet sich gantz gemächlich, lasset sich um 10 Uhr eine Brühe hergeben, trincket derselben noch etwelche biß um 12 Uhr. Stehet auf, setzet sich zum Tisch und befindet sich in etwas incommodiert, dennoch nießet er nichts destominder eine delicate Mittags-Mahlzeit. Um 1 Uhr leget er sich schlaffen, wird von seinen Freunden erwecket. Stehet auf und befihlet dem Hanß eine Flasche zu holen. Stellet indeß das Spiel-Tischlein her, verliehret in dem Spiel 5 Louis d'Or, befindet sich darauf sehr übel und lasset seine Freunde von sich und will

gantz nichts zu Nacht speisen, lasset sich den Caffee zurüsten und gehet endlich voll Verdruß um 10 Uhr ins Bett und schlaffet sehr übel."

„Das war aber auch ein anstrengender Tag", unterbrach Kirchberger schon wiederum den Vorlesenden.

„Mitwochen Morgens um 9 Uhr stehet er auf, lasset sich Chocolat zurüsten, sendet seinen Hans den Peruquier zu sich zu holen, kauffet eine neue Peruque, betrachtet selbige wohl vor dem Spiegel und ist darmit zufrieden. Liset die Zeitung, machet bedenckliche Reflexiones über den elenden Zustand von Frankreich, setzet sich nach 11 Uhr endlich zu Tisch und nießet von einer delicaten Forellen, gehet Nachmittag auf die Gaß, schauet bey dem Rathaus und anderen Orten, ob keiner von seinen Bauren zu vergeltstagen seye, suchet Gesellschaft in dem Ballen-Hauß, findet etwelche Freund und schmauchet mit ihnen etwelche Pfeiffen Taback und lobet das Schweitzer-Bier. Discuriret mit ihnen von dem Effect dieser Tröckne und findet, daß selbige seinem Landgut sehr nachtheilig. Gehet mit ihnen nach Hauß und speiset endlich um 7 Uhr zu Nacht. Nach dem Nachtessen gehet er aus und findet sich bey Frauenzimmer ein auf dem Kirchhof, lauffet bald hinweg und labet sich mit einem Trunck Bier. Gehet endlich geruig nach Hauß und leget sich ordentlich schlaffen.

Donnerstag Morgens um 8 Uhr stehet er auf, lasset sich alsobald das Caffee serviren. Sendet nach dem Schuster, bezahlet ihme seinen Conto und besprachet sich mit ihme über die neuste Art Schuh. Spazieret darauf in seinem Zimmer biß um 11 Uhr, setzet sich ohne sonderlichen Appetit zum Tisch, machet nach dem Essen

Visite bey etwelchen seiner Verwandten, höret allda die Zeitung, daß sein ehmaliger Meister in der Music zum völligen Narren worden und ersoffen. Raisoniret über diese Begebenheit und gehet mit Bestürtzung nach Hauß, erzehlet selbige auf dem Weg zweyen Freunden, die ihme aufgestoßen, isset endlich zu Nacht und gehet bald hernach spazieren; kommt noch in eine große Gesellschaft, redet sich mit seinen Freunden ab, des Tags hernach auszureiten und leget sich endlich um 10 Uhr schlaffen."

„Das ist ausgezeichnet", lachte Freudenreich. „Jetzt glaub ich fast, ich weiß, von wem dieser Brief ist."

„Ausgeschlossen," antwortete Sinner, „es ist ein ganz junger Mensch, den, glaub ich, keiner von euch kennt."

„Ein frecher diable," wetterte Hackbrett, „dem will ich das Bein stellen, wenn ich weiß, wer er ist."

„Gerade deswegen sollt ihr auch seinen Namen nicht wissen. Man weiß ihn ja nicht einmal im Stürlerschen Kreise" erwiderte Sinner malziös und las dann weiter:

„Freytag Morgens um 6 Uhr setzet er sich zu Pferd, kommt um 9 Uhr an dem verlangten Ort an, nießet ein stattlich Morgen-Brod und bezechet sich wacker biß Abends um 5 Uhr, setzet sich wieder zu Pferd und kommet endlich um 8 Uhr wieder in der Stadt an —"

„Mais ça c'est dégoutant", wollte Dittlinger auffahren, aber Sinner unterbrach ihn: „Laßt mich doch erst mal zu Ende lesen!"

„— Ladet seine Freunde zu sich auf ein Glas Wein, welche bey ihme bleiben biß um 12 Uhr. Leget sich gantz vergnügt ins Bett, schlafft wohl.

Samstag Morgen befindet er sich um etwas übel,

ſtehet endlich auf, ſendet hin, fragen, wie es um die Madem. B. D. ſtehe. Vernimmt gute Zeitung, laſſet ſich das Thee aufftragen, trincket tapffer und ſetzet ſich endlich zu Tiſch. Liſet die Zeitung, laſſet den Barbier kommen. Zancket mit dem Knecht, weilen er vergeſſen, die Peruque zu accommodiren. Gehet endlich aus, kommt bald wieder, leget ſich ein wenig ſchlaffen, ſtehet auf, trincket etwelche Schälgen Caffee und ſchauet ein wenig mit wem er abzurechnen habe. Gehet vor dem Eſſen ein wenig aus, kommt bald wieder und hat trefflichen Appetit. Setzet ſich zu Tiſch, machet hernach mit ſeinen Freunden ein Parthey zu Herr N. verſpihlt abermahl etwelche Louis d'or, kommt endlich nach Hauß, leget ſich ſchlaffen.

Sonntag Morgens ſtehet er um 9 Uhr auf, trincket den Caffee, liſet etwelche Blätter in den Mémoires sur l'état présent de la Chine, erwartet das Mittag Eſſen. Iſt mit ſeinem Kerl übel zufrieden, weilen er ihme ſeine Kleider nicht mehr ſauber genug ausgeklopffet. Speiſet zu Mittag. Um 1 Uhr gehet er mit ſeinen Freunden an ein Ort für das Thor, allwo ein Abend-Eſſen gerüſtet ware. Kame endlich nach Hauß und legt ſich mit etwelcher Indiſpoſition zu Bett.

Dieſes ſind nun die wichtige Verrichtungen, mit welchen unſer Herr N. die gantze Woche bemühet geweſen."

„Ich frage euch, iſt das nicht famos? Und das ſoll im Blatt erſcheinen, und wenn ſich zwei Dutzend dieſer Burgerknebel darüber ärgern", ſchloß Sinner, faltete den Brief ſorgſam wieder zuſammen und ſteckte ihn in die Taſche.

„Und ich proteſtiere!" rief Willading, der ſich in-

zwischen im Ärger einen ganz roten Kopf angetrunken hatte, „und wenn diese Satire erscheint, so werde ich veranlassen, daß der Rat dieser saubern Gazette das Mundwerk schließt, verlaßt euch drauf. Solche Berner gibts nicht und ich protestiere nochmals!"

„Man soll nicht in der ganzen Welt über uns lachen, ich protestiere auch!" unterstützte Dittlinger den Wildgewordenen.

„Doch eben gibts ganze Mengen solcher junger Herren in der Stadt," sagte Sinner, „und das ist ja gerade das Elend. Und sie merken es nicht einmal, und die wenigsten werden sich getroffen fühlen, wenn sie sich hier so trefflich im Spiegel sehen. Sie tun nichts und machen sich noch lustig über die, die etwas tun. Jeder findet sich zu vornehm, etwas zu lernen und zu lesen, geschweige denn zu schreiben. Sogar von oben herab sieht man es ungern, wenn einer aus dieser Art schlägt."

„Tiens, tiens, Vetter, c'est de la politique, damit könntest du dich leicht um den Hals reden", polterte Willading.

Aber das Gespräch hatte nun einmal die gefährliche Wendung genommen, und im Rauchleist las man sich für gewöhnlich die Worte nicht so nachträgerisch auf, daß man sie ängstlich hüten mußte.

Die Meinung überwog, daß das Porträt des Briefschreibers nicht gar so weit daneben gehe, und trotz aller Einsprache der Altgesinnten wurde den Ursachen dieser betrüblichen Tatsache nachgegangen, wobei man allerdings mitunter auch auf das gefährliche Glatteis der staatlichen Einrichtungen geriet, doch aber noch stets vor dem Einbruch zeitig genug das Weite suchen konnte.

Denn darin waren die Gnädigen Herren von Bern kitzlig, das wußten auch die jungen Stürmer und Dränger, dazu standen sie alle in viel zu intimer Fühlung mit ihnen.

Man fand dagegen, daß man es der patrizischen Jugend zu leicht mache. So ein junges Herrchen war seiner Versorgung und zwar einer fetten Versorgung sicher, er hatte nichts zu tun, als die Zeit bis zu seiner Wahlfähigkeit totzuschlagen in irgendeiner Kommission als wenig beschäftigter Schreiber, wenns hoch kam etwa noch einige Zeit auf einer fremden Universität, meist aber in fremden Diensten. Hatte er seine Zeit abgewartet, so sorgte ihm ein Onkel oder Schwiegervater für die Stelle im Rat und damit für irgendeine sichere Pfründe, seis in der Stadt, oder, wenn das Los günstig fiel, auf einem der schönen Landvogteisitze.

An der Ausschließlichkeit der Regimentsbesetzung durch die wenigen Familien fand dagegen natürlich keiner etwas auszusetzen, dafür saßen sie alle viel zu nahe dem Mushafen, als daß sie den Löffel hätten aus der Hand geben wollen. Aber es saßen hier etliche, die geistigen Ehrgeiz hatten, die sich für Wissenschaften und schöne Künste interessierten, und die empfanden es schmerzlich, daß alle diese Bestrebungen im besten Fall ein mitleidiges Lächeln und duldende Nachsicht fanden. In ihrem Fortkommen aber sahen sie sich dadurch eher gehindert als gefördert. Es kränkte sie, daß man im Ausland damit Ehre und Stellung erringen, daß aber hier in Bern jeder Schlabi ihnen den Rang ablaufen konnte.

Aber sobald man diese Probleme erörterte, stieß man mit dem Kopf an das System des bernischen Staates,

und das war eine solid gebaute und tragfähige Mauer, an der jeder Kopf, auch der begabteste, zerschellen mußte.

Um so mehr freute man sich der neuen Geselligkeit, die da und dort Fuß zu fassen schien in Bern, und wo auch die ideal gesinnten Pfauen ihr wohlgefällig Rad schlagen konnten. Ein Boden für ein neues geistiges Leben, wenn auch noch abseits von dem, auf dem der machtvolle Staat aufgebaut war.

Diese reinliche Scheidung der beiden Welten wurde schließlich auch im Rauchleist nach der langen heftigen Sitzung allseitig gutgeheißen und anerkannt, und als die letzte Pfeife ausgeklopft war, verließen die acht Herren in traulicher Einigkeit das Turmzimmer, in dessen Qualm und Dampf einzig Jean, der Diener Sinners, zurückblieb, um alles wieder für die nächste Sitzung zurechtzustellen und zu versorgen.

Im Exil

„Der Herr Professor möchten so freundlich sein und zu Herrn Professor König hingehen, er klagt über große, unerträgliche Schmerzen", meldete der dienstbare Geist durch die halboffene Tür ins Zimmer des Doktors Ritter, Professor an der holländischen Universität Franeker.

Kopfschüttelnd leistete der vielbegehrte Arzt dem Wunsche sofort Folge. Seit langem schon behandelte er seinen Kollegen, den Professor Johann Samuel König, der an derselben hohen Schule Mathematik und Physik las und als einer der bedeutendsten Mathematiker und hervorragender Leibnizkenner großes Ansehen und weitverbreiteten Ruhm genoß. Aber immer noch war es ihm nicht gelungen, den Sitz des Übels, das sich in allen möglichen schmerzhaften Erscheinungen zeigte, sicher festzustellen.

Auch diesmal führte die genaueste Untersuchung des Leidenden zu keinem sicheren Schlusse, er glaubte aber eine Gallenblasengeschwulst annehmen zu müssen und riet eine längere Kur in Pyrmont an.

König lächelte. „Der Gebrauch dieses Wassers ist mir von einem Ihrer Kollegen strengstens untersagt worden mit der Begründung, er könnte mein Übel leicht zu einem unheilbaren machen. Welchem soll ich nun

folgen? Ich habe das Gefühl, daß eine Luftveränderung mir am meisten helfen könnte. Der Gnädige Herr möchte mich in den Haag berufen, aber nach meiner Ansicht wäre es die Luft unserer heimatlichen Berge, die den heilsamsten Einfluß ausüben würde. Als Kind derselben Vaterstadt werden Sie mein Gefühl wohl verstehen können."

„Es ist wohl möglich," antwortete sein Landsmann, „daß Ihnen unsre schärfere und gewohntere Gebirgsluft gut tun könnte, aber was um Gottes willen wollen Sie in Bern?"

„Es hat sich eine Möglichkeit gezeigt; man denkt, wie man mir geschrieben hat, ernstlich daran, in Bern einen Lehrstuhl für Mathematik zu errichten, aber allerdings teilte man mir auch mit, daß, wie immer schon, irgend ein Anwärter zu dieser Stelle da ist, der vom Schulrat als besonders befähigt zur Wahl empfohlen wird. Sie wissen ja, lieber Ritter, wie solche Stellen bei uns in Bern besetzt werden. Ich habe an Haller in Göttingen geschrieben, daß er seinen Einfluß in Bern geltend machen möchte, aber sein Wort gilt bekanntlich in der ganzen gelehrten Welt, nur in Bern nicht."

„Sie sind ja außerdem aus unserer Vaterstadt verbannt seit dem unglückseligen Memorial von 1744, das Sie mitunterzeichnet haben. Oder ist das Urteil seither aufgehoben worden?"

„Nein, aber ich habe Hoffnung, daß dies geschehen könnte. Auch für meinen armen Vater, der, wie Sie wissen, pietistischer Neigungen wegen seit Jahrzehnten schon in der Verbannung lebt, hoffe ich die Rückkehr ermöglichen zu können."

„Ich würde zwar Ihren Wegzug nach Bern außerordentlich bedauern, verehrter Kollege, ist mir doch, ich hätte an Ihnen immer noch einen Hauch Berner Luft um mich, aber für Ihre Leiden möchte es in der Tat das Beste sein. Wichtiger noch aber, scheint mir, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, wäre für Sie ein etwas weniger aufregendes Leben. Der wissenschaftliche Streit, den Sie mit der Berliner Akademie durchfechten, und den die ganze gelehrte Welt mit äußerster Spannung verfolgt, reibt Sie auf."

„Im Gegenteil, der ist es ja noch einzig, der mir die Energie gibt, meine Schmerzen zu vergessen und der mich zur Arbeit zwingt, die mir sonst unmöglich schiene. Haben Sie das Urteil der Akademie gelesen, das Maupertius gegen mich erwirkt hat? Darauf muß ich antworten. Es ist niederträchtig, wie man den ganzen Streit, der doch um ein wissenschaftliches Prinzip sich dreht, zu einer Angelegenheit persönlicher Eitelkeit gemacht hat. Ist es mir doch im Traum nie eingefallen, Maupertuis des Plagiats zu bezichtigen. Ob er nun das Prinzip der kleinsten Aktion als seine Entdeckung beanspruche oder nicht, ist mir doch völlig einerlei, was ich ihm abstreite, ist der zu weitgehende Gebrauch, den er davon macht, darum dreht es sich. Und ein Urteil der Berliner Akademie, deren Mitglied ich bin, kann ich unter keinen Umständen anerkennen."

„Ich bin da leider, zu meiner Schande muß ich es gestehen, mein Beruf läßt mir die nötige Zeit nicht dazu, nicht genügend unterrichtet, um mir ein Urteil erlauben zu können, aber, soviel ich weiß, handelt es sich doch hauptsächlich um einen Brief von Leibniz, aus dem Sie

nachgewiesen haben, daß dieser große Geist das Mauspertuisische Gesetz schon vorausgenommen hätte."

„Ja, dieser leidige Brief und mein Zitat daraus, woran man sich jetzt von seiten meiner Gegner klammert, um der Erörterung des Problems aus dem Wege gehen zu können, dieser Brief ist ja eben nicht mehr aufzutreiben, der ist verloren gegangen mit all den andern literarischen Schätzen, die der unglückliche Henzi mit Bienenfleiß zusammengetragen hatte."

„Der enthauptete Verschwörer Samuel Henzi?"

„Ja, durch ihn erhielt ich seinerzeit Kenntnis davon, und er gab mir auch die Erlaubnis, den Brief mir abzuschreiben. Und was hätte ich mir seinerzeit noch alles abgeschrieben aus seinen literarischen Kostbarkeiten, hätte ich geahnt, was daraus werden sollte! Wie, Sie wissen es nicht? Verbrannt hat man alles, verbrannt diese ganzen unersetzlichen Papiere! Als die sogenannte Verschwörung entdeckt und der unglückliche Henzi als ihr Haupt verhaftet wurde, hatte man nichts eiligeres zu tun, als seine gesamte Hinterlassenschaft zu beschlagnahmen."

„Nun das finde ich eigentlich ziemlich selbstverständlich", unterbrach ihn Ritter.

„Ja, das schon. Wissen Sie aber auch, was dieser Nachlaß alles umfaßte? Es war schon seinerzeit, als ich viel mit ihm verkehrte, — er hoffte damals auf die Bibliothekarstelle, die aber natürlich einem jungen Protegé aus erster Familie zugeschanzt wurde — schon damals war es eine Sammlung von Auszügen und vor allem von Briefen von unschätzbarem Werte. Und was macht man damit? Man wirft alles in große Kisten und übergibt diese, nicht etwa einem Sachverständigen, sondern

einer Ratskommission zur Durchsicht. Stellen Sie sich vor, einer Ratskommission! Dreihundert Manuskriptbände soll die Sammlung umfaßt haben, hat man mir geschrieben, und diese Riesensammlung soll nun von dieser Kommission gesichtet und geprüft werden. Sie können sich denken, mit welcher Sachkenntnis und wie liebevoll das geschah. Aber es kam ja von einem Staatsverbrecher, mußte also politisch beurteilt werden. Von Herren, denen Geschriebenes sowieso ein Gräuel ist, und wenn es nun gar in fremden Sprachen geschrieben ist. So fanden es die Herren am einfachsten und bequemsten, das ganze Zeug zu verbrennen. So waren sie der Sorge darum enthoben!"

„Unmöglich!" rief Ritter.

„Und doch Tatsache. Was über die Burgerspunkte und Regimentsbücher hinausgeht, erscheint ja solchen Staatsmännern sowieso als staatsgefährliches Schriftstück.

Als aber dann infolge meines literarischen Streites von allen Seiten nach dem Original des Leibnizbriefes gefragt wurde, da griffen sich die Herren, die jedenfalls vorher diesen Namen noch nie gehört hatten, an den Kopf und bedachten, sie könnten vielleicht doch etwas Dummes gemacht haben. Und als dann auch noch der König Friedrich, der seinen Akademiepräsidenten reinwaschen wollte, eigenhändig um den Brief bat, da war den Herren das äußerst peinlich.

Wie sehr aber ich von diesem genialen Streich betroffen wurde, können Sie sich denken. Er gab meinen Feinden die Möglichkeit, mich des Betruges und der Fälschung zu bezichtigen."

„Ja, nun verstehe ich auch, daß dieser literarische Streit so schwer an Ihnen zehrt. Er wird Ihnen aber auch kaum eine Empfehlung sein, fürchte ich, bei der Besetzung der mathematischen Professur in Bern, denn daß Sie dadurch Meinen Gnädigen Herren Ungelegenheiten bereitet haben, wird sicher schwerer in die Wagschale fallen, als alle Ihre hervorragenden Verdienste um diese Ihre Wissenschaft." —

Ritter sollte recht behalten. König wurde nicht gewählt. Und wenige Jahre später starb im Alter von kaum fünfundvierzig Jahren einer der größten Mathematiker seiner Zeit fern von seiner Vaterstadt, nach der er sich so gesehnt hatte, Johann Samuel König, das Mitglied der Berliner, Göttinger und Londoner Akademie, für dessen wissenschaftlichen Streit mit Maupertuis sich jahrelang die ganze gelehrte Welt interessierte und zu dessen Gunsten sein Freund Voltaire die beißende Satire vom Dr. Akakia geschrieben hat, die auf Befehl Friedrich des Großen von Henkershand in Berlin öffentlich verbrannt wurde.

Das Laupenfest

Zum vierhundertneunundsiebzigsten Male jährte sich der Schlachttag von Laupen, und wohl noch nie seit jenem heißen Mittsommertag waren das Städtchen und das Schlachtfeld am 21. Juni so aufgeregt belebt gewesen.

„Kommen sie wohl?" „Hat niemand etwas vernommen?" „Sie werden doch wenigstens einen Bescheid schicken?" fragte jeder seinen Nachbar, ohne aber eine Antwort nur abzuwarten.

Seit dem frühesten Morgen regnete es in all die schönen Vorbereitungen hinein, die von den Einwohnern Laupens und der benachbarten Dörfer mit Begeisterung und Stolz getroffen worden waren zur würdigen Begehung der Erinnerungsfeier, die eine Gesellschaft junger Berner angeregt hatte.

Der frische Hauch, der jenseits des Rheins die Freiheitskriege angefacht hatte, machte sich bis in die Berge hinein spürbar. Die zwanzig langen Kriegsjahre fielen wie ein allzuschwer gewordener Wintermantel von den Schultern und wohlig streckte man die Glieder dem jungen verheißungsvollen Frühling entgegen. Für sein Volk und seine Geschichte, fühlte man eine schwärmerische Begeisterung, nachdem Napoleon wie mit einem nassen Schwamm die europäische Karte ausgewischt hatte.

Aus diesem dankbaren Boden war auch die Idee einer Laupenschlachtfeier gewachsen und hatte allerorts freudige Zustimmung gefunden.

Und nun hatte in der Nacht das Wetter ganz unerwarteter Weise umgeschlagen und ein trostloser Landregen eingesetzt.

Die schönen, mit so viel Liebe geflochtenen Blumenkränze troffen vom Regen. Der Schulmeister Balmer hatte die größte Mühe seine seit vielen Tagen einstudierte Kinderschar beisammenzuhalten. Die hübsche Annebärbel Vögeli, der eine besonders ehrenvolle Hauptrolle bei dem Feste zugedacht war, kämpfte mit den Tränen, nicht nur, weil ihr schöner Traum zu zerfließen drohte, fast noch niederdrückender wirkte auf sie das spöttische Frohlocken der andern Mädchen ringsum, die sie um den Vorrang beneidet hatten.

Die Stimmung der erwartungsvollen Menge nahm von Viertelstunde zu Viertelstunde bedenklich ab. Die besinnlicheren Mannli drehten sich langsam nach Hause zurück und brummten über die verlorene Zeit, mit solchen Dummheiten, von denen man früher nichts gewußt.

Da sah man eine kleine Schar im Eilschritt aus dem Forst herauskommen, triefend von Regen, aber fröhlich jauchzend die Stöcke in der Luft herumwirbelnd; elf tapfere Jünglinge, an ihrer Spitze Albert Bitzi, der Pfarrerssohn von Utzenstorf, die den Laupenern die Nachricht brachten, daß das Fest um acht Tage, bis zum nächsten Sonntag, verschoben sei.

Und sie hatten ihren nassen Marsch nicht zu bereuen, die endliche Gewißheit nach dem langen Wer-

weisen, was eigentlich gehen solle und das Mitleid mit den bis auf die Haut Durchnäßten verschaffte ihnen einen famosen Sonntag. Sie wurden bewirtet und verwöhnt, wurden mit all den Blumen beschenkt, die für die Feier gerüstet worden waren, und erst am Abend wurden sie auf einem blumenbekränzten Leiterwagen nach Bern zurückgefahren ins Schützenhaus, wo der Burgerleist ihrer harrte.

Anders taten es die Laupener nicht.

Der Aufschub hatte der Idee nicht geschadet. Er gab ihr im Gegenteil Zeit, sich noch in alle Bevölkerungsschichten zu verbreiten. Die Unterschriften der Teilnehmer mehrten sich ganz beträchtlich, und als am Sonntag darauf der frühe Morgen graute, huschten durch alle Gassen eilfertige Schatten, den Stock in der Hand und den Habersack am Rücken, mit fröhlichem Zuruf dem Aarbergertor und der Schützenmatte zu, wo sich der geschäftigte Festordner, der Kunstmaler Niklaus König, schon den Schweiß von der Stirne wischen mußte.

Von überallher riefs nach Programmen und Liedern, und jeder wollte sich das gemeinsame Feldzeichen, das kleine Blechschildchen mit dem weißen Kreuz im roten Feld, an silbernem Kettchen umhängen.

Über dreihundertfünfzig Männer und Knaben hatten sich zusammengefunden, als die Musik um vier Uhr das Zeichen zum Aufbruch gab mit dem für diese Gelegenheit gedichteten Marschlied, das, von Hunderten gesungen, an den Stadtmauern widerhallte. Durch das obere Tor, wo die Wache beifällig, als Zeichen hochobrigkeitlichen Wohlwollens, ins Gewehr trat, wanderte die frohe Schar die Allee hinaus nach Bümpliz, be-

wunderte dort den Ehrenbogen, den das Landvolk aus prächtigen Blumen gewölbt hatte, und lagerte sich zum ersten Imbißhalt an der Stelle, die ihren Namen, Käs und Brot, von jenem Frühstück herleitet, das dort die Berner auf dem Gang zur Schlacht eingenommen.

Weiter gings durch den Forst zum Schlachtfeld, wo die eigentliche Feier in Anwesenheit des Herrn Oberamtmanns von Steiger von Laupen und des herbeigeströmten Landvolkes sowie einiger unvermeidlicher Deutscher und Engländer abgehalten wurde. Es wurden patriotische Reden gehalten, Johannes von Müllers prächtige Schilderung der Laupenschlacht wurde in ihrem ganzen Wortlaut der andächtig lauschenden Menge vorgelesen und fand ihren Widerhall in den vielen hundert begeisterungsoffenen Herzen. Aber das ganz besondere Interesse der Laupener galt dem Schwert des Siegers von Laupen, Rudolf von Erlach, das die Berner als ehrwürdiges Panier mitgebracht hatten. Die Berner ihrerseits richteten dagegen ihr Augenmerk vor allem auf den Mann im alten rostigen Panzer, der jedem bereitwillig erzählte, wie dieses nachträgliche Beutestück vor Jahren mit samt dem zugehörigen Gerippe in einer hohlen Eiche gefunden worden war. Er wußte den staunenden Jünglingen auch ganz genau zu berichten, wie der Flüchtling die Eiche erklommen hatte und sich zwischen der Gabel der Äste hinabließ um sich zu verstecken, dann aber nicht wieder emporklettern konnte und dort elend verschmachtete.

Nachdem man aber dem romantischen Empfinden Genüge getan hatte, wandte sich die wohlgefällige Aufmerksamkeit, besonders von seiten der Studenten den

hübschen Sängerinnen von Laupen zu, an ihrer Spitze Annebäbeli Vögeli, die heute mit schicklicher Begrüßung des Zuges ihren schönen kunstvoll geschlungenen Blumenkranz dem Herrn Rudolf von Erlach, dem gegenwärtigen Ältesten des ruhmreichen Geschlechts, überreichen konnte. Sie hatte ein Blumenkränzlein auf dem dunkeln Haar, die andern das putzige Schwefelhütchen, alle aber trugen die hübsche, kleidsame Tracht des bernischen Mittellandes.

Die elf Eilboten fühlten sich besonders bevorzugt durch die schon festgeknüpfte Bekanntschaft vom letzten Sonntag und nutzten diesen Vorrang vor den andern auch möglichst aus, als die Mittagsrast angekündigt wurde.

Dank dem Platzregen, der viele in das Städtchen hinab vertrieben hatte, vermochten sie sich einen der Tische beim offiziellen Mittagsplatz zu sichern; sie zogen noch andere Studenten herbei, und nun wurde hier in möglichster Nähe der Laupener Schönen freudig getafelt und gesungen. Die Habersäcke schienen unerschöpflich, und der Jubel erreichte seinen Höhepunkt, als es dem kecken Albert Bitzi gelang, einige der fünfzig Flaschen Ehrenwein, gespendet vom Präsidenten der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft, Herrn Amtsschultheiß von Mülinen, an ihre Studententafel zu rauben.

Manche schöne Rede wurde noch gehalten und manches schöne Lied gesungen, darunter auch zum erstenmal von einer großen allgemeinen Menschenmenge das „Rufst du, mein Vaterland", das der ebenfalls anwesende Professor Johann Rudolf Wyß vor sieben Jahren für das Artillerie-Camp in Bern gedichtet hatte.

In der angefachten Begeisterung für das Vaterland und seine ruhmreiche Vergangenheit wurde am Studententisch beschlossen, daß dieser Erinnerungstag an die Laupenschlacht, der so prächtig gelungen war, nicht das letzte derartige Fest sein solle, und als ein Theologe an die baldige Wiederkehr der Reformationsfeier erinnerte, die am ersten Tage des nächsten Jahres in Zürich gefeiert werden sollte, da war es ein kleiner Schritt von der Feststellung dieser Tatsache bis zum feurig gefaßten Entschluß, zu jener Feier, die ja ebenfalls ein großer vaterländischer Gedenktag sei, in Zürich sich einzufinden.

Mit diesem Vorsatz ging man am Abend des schönen Laupenerfestes in Bern auseinander.

Der in einem Moment der Begeisterung gefaßte Entschluß wurde in der Folgezeit nicht fallen gelassen, und zu Weihnachten 1818 treffen wir wirklich eine Anzahl Professoren und Studenten von der Berner Akademie auf der Reise nach Zürich, um am dortigen Reformationsfest teilzunehmen. Es hatte sich besonders bei dem jungen Gottlieb Studer der Gedanke festgesetzt in der Zwischenzeit, ob sich nicht ein regelmäßiger Verkehr zwischen den Studierenden der verschiedenen Akademien der Schweiz daran anknüpfen ließe, um auf diese Weise den Gedanken der schweizerischen Zusammengehörigkeit, der unter der Herrschaft der Restauration immer bedenklicher zusammenschrumpfte, zu fördern und wieder zu beleben.

In einer kleineren Studentenversammlung hatte er diesem Gedanken Ausdruck zu geben versucht: „Durch verschiedene Veranlassung scheint in der hiesigen Stu-

dentenwelt eine neue längst gewünschte Epoche ihren Anfang nehmen zu wollen. Man fühlt, daß man nicht ist, wie man sein sollte, daß etwas fehlt, durch dessen Ergänzung man glücklicher zu werden hofft als man es bis dahin war. Es fehlt ein leitendes Prinzip, unter dem sich alle vereinigten, auf das alle hinblickten. Dieses Prinzip ist aber nicht ein formelles, nicht ein zeitliches, körperliches, mit dessen unfehlbarem Verschwinden alles wieder auseinanderfiele, nein, es ist ein geistiges, ewiges, das sich fortpflanzt, wenn auch das körperliche vergeht, das nicht fesselt an die Gegenwart und an den Ort, sondern das auch die entferntesten Geister verbindet und mit dem Alter wächst an Klarheit und Schönheit, es ist die Idee. Laßt die Geister sich unter diesem göttlichen Panier vereinigen, so wird die äußerliche gesellige Verbindung von selbst erfolgen." Von dieser Idee ausgehend entwickelte er seinen Plan zu einem engeren Zusammenschluß strebsamer Studenten und es gelang ihm auch, diesem Gedanken Freunde zu werben. Deshalb finden wir unter den Berner Studenten in Zürich nicht nur Theologen, die das Reformationsfest mitfeiern wollten, sondern neben Studer und Albert Bitzius auch dessen Vetter Carl Bitzius, der damals Medizin studierte.

Die Anregung der Berner, die Studer am Vorabend des Festes, am Altjahrabend 1818 in einer Studentenversammlung vorbrachte, wurde beifällig aufgenommen, Zofingen als zentral gelegener Ort für eine Zusammenkunft in Aussicht genommen, und allseitig versprochen, für die Idee weitere Freunde zu begeistern.

Von Seite der Zürcher fand Studer vor allem freu-

digen Widerhall bei Ulrich und Schultheß, diese wurden aber bald in den Hintergrund gedrängt durch den redegewandten Rüscheler, dem keiner der Zürcher und noch weniger die bedachtsamen Berner gewachsen waren.

Ein bestimmter Entschluß konnte nicht gefaßt werden, aber Studer freute sich doch auf der Heimreise des Verlaufes der Zusammenkunft und ließ sich auch nicht die Freude schmälern, als ihm Albert Bitzius plötzlich zurief: „Was wei mr wette, Gödi, wenns gratet, so heys de dZürcher gmacht!" „Das isch ja o glych, wenns nume gratet!" war die ruhige Antwort.

Und es geriet. Im Sommer darauf wurde die erste allgemein schweizerische Studentenverbindung, der „Zofingerverein", gegründet.

Ein Nachmittag in Lützelflüh

Durch die schöne warme Septembersonne herausgelockt, traf der Herr Pfarrer zu Lützelflüh seine Vorbereitungen für den Nachmittagskaffee draußen in der heimeligen Gartenlaube neben dem Pfarrhause.

Er erwartete seinen Freund Carl Manuel, der seinen Besuch angesagt hatte und dessen anregendes Geplauder ihm stets ganz besonders lieb und wertvoll war. Sie standen beide auf demselben politischen Boden, was bei den damaligen erregten Zeiten von großer Bedeutung war, und außerdem war Manuel sozusagen der einzige ihn regelmäßig besuchende Freund, der auch den literarischen Produkten des streitbaren Pfarrers, die unter dem Namen Jeremias Gotthelfs in die Welt hinausgingen, ein wirkliches und tiefergehendes Verständnis entgegenbrachte, und damit war Albert Bitzius in seiner engern Heimat nie stark verwöhnt worden.

Der Herr Pfarrer war heute in einer ganz besonders guten Laune. Er hatte am frühen Morgen, der einzig seiner Schreiblust eingeräumt wurde, hinter seine Erzählung vom Harzer Hans den letzten Punkt gemacht und damit eine Verpflichtung eingelöst, die ihn schon seit langem schwer bedrückt hatte. Und, was ihm noch viel

wesentlicher war, er hatte von seinem Verleger Springer aus Berlin eine Anweisung auf eine recht ansehnliche Summe Geldes erhalten, die er als Zuschuß zu seiner Pfarrerbesoldung sehr wohl brauchen konnte.

So etwas von einem Harzer Hans stak ja auch in ihm, er war es sich wohl bewußt, drum war ihm auch diese Schilderung eines Geizhalses so trefflich gelungen; er brauchte nur gewisse Anlagen, die in ihm schlummerten und die er in ihrem Kerkerverlies unschädlich zurückzuhalten wußte, sich in seiner Phantasiegestalt frei entfalten zu lassen. So ging es ihm ja immer, er schöpfte dieses Wissen um die verschiedenartigen Menschen immer aus sich selber, und nachher kam irgendein Fremder daher und fühlte sich durch das unerbittlich wahre Bild getroffen und beleidigt. Sicher werden sich auch wiederum mehr wie ein Harzer Hans bei ihm melden und sich beklagen, und auf andere werden die Leute mit dem Finger hinweisen und sagen: „Seht, den hat er damit gemeint!" Und niemand wird es glauben, daß seine Wohlehrwürden die innerste Triebfeder zu einer so verabscheuungswürdigen Gestalt in seinem eigenen Innern gefunden hatte.

Und doch war dem so, und es machte auch dem Verfasser der Erzählung in Gedanken viel zu schaffen. War das nicht wieder der Harzer Hans gewesen, der heute beim Empfang der Nachricht als erstes seiner Frau gegenüber den Verdacht geäußert hatte, der Verleger hätte ihm sicher zu wenig angerechnet und den größten Teil des Gewinns für sich in Anspruch genommen? War es nicht der Harzer Hans in ihm, der ihn mit allen seinen Verlegern, mit einem nach dem andern, entzweit hatte?

Solche Fragen gingen dem Pfarrherrn durch den Kopf, während er behäbig mit der Kaffeekanne dem Gartenhäuschen zuwandelte, wo die flinken Frauenhände schon einen einladenden Tisch mit allem Notwendigen zurechtgemacht hatten, um der sprichwörtlichen Gastlichkeit des Lützelflüher Pfarrhauses Ehre zu machen.

Plötzlich stutzte er und hielt auf dem Wege inne. Sein jagdgewöhntes Auge sah einen städtisch gekleideten Mann vom Dorfe heraufkommen, der nach Haltung und Schritt nicht sein erwarteter Freund Manuel sein konnte. Dem Gange nach erkannte er sofort den Ortsunkundigen, und mit einem leichten Unbehagen fühlte er sich als das auserkorene Ziel der unsicher suchenden Schritte des einsamen Wanderers.

Bitzius täuschte sich nicht. Die Gestalt bog vom großen Wege ab und dem Pfarrhause zu, und dem Pfarrherrn blieb nur noch die Zeit, den Tisch und sich selbst noch etwas in Ordnung zu bringen, so meldete man ihm einen fremden Herrn, der ihn zu sprechen wünsche. Und deutsch spreche er auch noch, fügte Mädeli bei, um den Empfangston noch eine Note tiefer zu stimmen, denn es verachtete gründlich und haßte bitter all das fremde Gesindel, das ihr Herr mit seiner unnötigen Schreiberei ins Pfarrhaus lockte, und das dann vor lauter Ehrerbietung die Schuhe nie recht abputzte, ohne daß man ihm so recht vaterländisch den Marsch machen durfte wie den einheimischen Bauern.

In langer, sichtlich wohlvorbereiteter Rede stellte sich der Ankömmling als ein Wiener Literat, Ludwig Eckardt, vor, der, seit kurzer Zeit in Bern niedergelassen, als Dozent an der Hochschule deutsche Literatur und Asthe-

tik vortrage, mit allen seinen deutschen Brüdern die glühendste Verehrung für den großen Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf teile und nun, so nahe bei der Stätte seines Wirkens, es sich nicht hätte versagen können, den Dichter von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Beinahe hätte der junge Wiener, der keineswegs zu den Allzuschüchternen gehörte, den Faden-verloren, denn wie einen körperlichen Eingriff empfand er den Blick des Pfarrers, dessen Augen groß und unerbittlich tief und tiefer bis hinter die letzten Vorhänge seines Herzens hineinleuchteten und ihn, während er seine Anrede vorbrachte, einem scharfen Examen unterwarfen.

Dieses mußte aber nicht ganz zu seinen Ungunsten ausgefallen sein, denn allgemach überstrahlten die Augen mit ihrem herzlichen Wohlwollen den spöttischen Zug um den feinen Mund, der beim Anhören der wohlgesetzten Rede sich gebildet hatte und noch lange nicht verschwinden wollte, als schon freundlich aufmunternde Worte den fremden Gast willkommen hießen.

Eckardt hatte es gut getroffen mit diesem Nachmittag, — nicht jeder, der den berühmten Volksschriftsteller besuchte, konnte sich dessen rühmen. Gotthelf ließ sich geduldig ausfragen und gab wohlmeinende Antwort auch auf Fragen, die nicht immer von allzu tiefgehender Sachkenntnis zeugten. Er ließ sich von seinem Töchterchen die langstielige Pfeife und den großen Tabaktopf bringen, und während er behaglich vor sich hinschmauchte, erzählte er dies und das aus der Entstehungsgeschichte seiner Werke, aus der Welt, der er seine saftstrotzenden Gestalten entnahm und aus der bescheidenen Werkstatt,

in der er diese Gestalten zu bleibenden Typen umschmiedete.

Der lebhafte Wiener, der erst nach der Gewohnheit eines richtigen Interviewers den Pfarrherrn mit Fragen übersprudelt hatte, war nach und nach ganz still geworden und hörte mit andächtigem Staunen zu. Das kleine Gartenhäuschen weitete sich vor seinen Blicken zur Weltbühne, auf der ein gewaltiger Schöpfer bald mit zärtlicher Freude und bald mit blitzendem Zorne seine Kreaturen schuf.

Und wenn er sich wieder in die Wirklichkeit vor seine Kaffeetasse zurückversetzte, so saß ein ganz behagliches Männchen mit einer langen Pfeife vor ihm, das ganz schlicht und fast unbeholfen allerlei Gleichgültiges aus dem Alltagsleben erzählte, ohne jeden gesuchten Zusammenhang und ohne jegliches Pathos, ohne das sich unser Wiener einen Dichter bisher nicht hatte vorstellen können, ohne das er auch wirklich bisher noch keinen gesehen hatte. Nur der schöne Kopf mit dem ausdrucksvollen Minenspiel und die glanzvollen braunen Augen ließen die Besonderheit ahnen, die aus Albert Bitzius einen Jeremias Gotthelf machte.

Der Herr Pfarrer von Lützelflüh führte seinen Besucher nicht so ganz ohne Absicht etwas tiefer in die Welt seines Schaffens hinein, als er es sonst zu tun gewohnt war unbekannten Gästen gegenüber. Er wußte wohl, daß dieser Besuch irgendwie literarisch ausgeschlachtet würde, dafür kannte er seine deutschen Wallfahrer gut genug, und da war es ihm nicht unlieb, in dem jungen Ästheten, der in Bern bei der gewohnten Rührigkeit dieser fremden Kulturapostel bald einen

weiten Wirkungskreis finden mußte, den gewünschten Eindruck zurückzulassen.

Er konnte es seinem Gegenüber an Haltung und Blick ablesen, daß ihm dies auch in vollem Maße gelungen war. Und das war so furchtbar einfach, er hatte ihm nur die Türe zu einer unbekannten Welt aufgetan und damit die Neugierde in Bewunderung verwandelt. Jetzt machte er die Türe behutsam wieder zu.

Das Gespräch wandte sich unwillkürlich dem Literaturbetrieb zu. Gotthelf kam auf den Erfolg seiner Schriften und auf seine Verlegernöte, der Wiener auf das Schreiben im allgemeinen und die Schriftsteller im besondern zu reden. Hier war er nun ganz in seinem Element, und je mehr er erkannte, wie ahnungslos Gotthelf in dieser ihm gewohnten und so vertrauten Welt lebte, um so wichtiger und bedeutender kam er sich wieder vor mit all seinem Wissen und seinen Kenntnissen, die er auskramen konnte, und mit denen er nun seinerseits sein Gegenüber zur Bewunderung zu bringen hoffte. Aber da konnte er lange die Türe aufmachen, Jeremias Gotthelf rümpfte nur sichtlich die Nase, als sein Blick in die Schwarzzeugkammer fiel, die sich da vor ihm auftat.

Er hörte lauter Namen, die für ihn keinen Klang hatten; er sah sie sich abmühen und gegenseitig die Fersen abtreten unten in den Städten; er sah, wie einen jeden vielmehr die Angst quälte, was der andere mache, als die heilige Sorge um das eigene Werk; er sah sie halbfertig und ungereift ihre Ware auf den Markt werfen, um nur ja nicht zu spät zu kommen und dem andern den Vorsprung zu lassen; er hörte sie alle mit

heiserer Stimme ihren Namen in die Straßen hineinschreien, damit alle Leute ihn hören sollten, auch wenn sie sich die Ohren zuhalten wollten; jeder suchte sich toller zu gebärden als der andere, ihn zu übertrumpfen mit Kapriolen und Luftsprüngen, und wenn einer nur einen Moment strauchelte oder nur zögerte, so wurde er von der ganzen Meute mit Lustgejubel zertreten und kleingestampft. Und böse Dämonen hetzten sie mit ihren Hetzpeitschen zu immer tollerem Treiben und riefen dabei zu allen Fenstern empor: „Schaut, schaut! meiner ist am höchsten gesprungen, meiner hat sich am tollsten verrenkt!" Und hinter den Fenstern gingen die Leute gleichgültig ihren Tagesgeschäften nach und kaum, daß ab und zu einer einen stumpfen Blick auf das Treiben hinunterwarf.

Gotthelf spuckte aus, und mit einer großen Gebärde deutete er mit der Hand, die die lange Pfeife hielt, hinüber auf das schimmernde Hochgebirge und auf die sanften Hügel seines Emmentals, die in sonntäglich feierlicher Ruhe zur Sonne emporstaunten.

„Menschlein, was bist du mit deinen Ängsten und Nöten, mit deinem Jubel und deinem Jammer, daß du dich und deine Einzelheit so unendlich wichtig nimmst! Seht, Herr Eckardt, das ist ja eben das Unglück unserer Zeit, daß jeder meint, von ihm persönlich hange das Wohl und Wehe der Welt ab, und wenn er nicht der Welt seinen allerpersönlichsten Stempel aufdrücken kann, so meint er, umsonst gelebt zu haben. Und er macht sich zum Gott und glaubt sich ein Gott, um dies zu können, und siehe, seine Spur wird so wenig gesehen, wie die Spur desjenigen, der dort auf den Glet-

schern wandelt, nach dem nächsten Sturmwind noch gesehen wird. Und andere gehen schlicht und bescheiden durchs Leben und suchen die Bedeutung des Seins weit außer ihrem eigenen zufälligen Menschendasein, und siehe, ihre Spur leuchtet auf und bleibt in alle Zeiten, ob sie auch längst von hinnen sind."

Natürlich konnte der Wiener Literat hier eine Schmeichelei nicht unterdrücken, indem er Gotthelf als einen dieser bescheiden lebenden Ewigkeitswerte bezeichnete, aber das wäre ihm beinahe schlecht bekommen.

Bitzius verstand in solchen Dingen keinen Spaß, und die Zornesröte auf seiner hohen Stirne schien sich gerade in ein grimmiges Donnerwetter entladen zu wollen, als sein Freund Manuel von der Frau Pfarrerin in den Garten hineingeleitet wurde und als unbewußter Blitzableiter den ahnungslosen Literaten vor dem zündenden Einschlag bewahrte.

Die Wolke verflog und nach der herzlichen Begrüßung und Vorstellung hatte Gotthelf seine heitere Laune wieder gefunden.

„Sieh da, ein wahres Prachtexemplar der fremden Vögel, die uns altmodischen Bernern den Kulturfrühling bringen wollen. Oder kennst du ihn schon, den Herrn Doktor Eckardt aus Wien, der sich in Bern niedergelassen hat an der Hochschule, wo er sich ja wirklich zu Hause fühlen kann? Er möchte mich in die Literatur einschachteln, aber er kann die Schublade nicht finden, in die ich hineingehöre. Hast du keine Etikette für mich, so wie sie der Vetter Berni Studer seinen Steinen aufzukleben pflegt?"

Eckardt empfand ärgerlich das Schiefe seiner Stellung hier, aber Manuel wußte mit weltmännischer Liebenswürdigkeit und mit Geschick das Gespräch wieder in einen gangbaren Weg zu leiten, auf dem sie alle drei, ohne sich auf die Füße zu treten, nebeneinander gehen konnten.

Er kannte seinen Freund Bitzi gut genug, um zu wissen, wie man ihn anpacken konnte, und anderseits besaß er eine außergewöhnlich weitreichende Belesenheit und Vertrautheit mit der Literatur, um Eckardt auf sein eigenes Gebiet folgen zu können.

Außerdem interessierte es ja Gotthelf auch, ein wenig in dem zoologischen Garten der Schriftstellergilde, wie er die Literatur despektierlich nannte, herumgeführt zu werden. Er hätte ganz gerne da mehr Bescheid gewußt, aber ihm fehlte die Zeit, sich mit andern zu beschäftigen. Er hatte in seiner Jugend alles Erreichbare verschlungen, aber erreichbar war ihm eben eigentlich nur die Allerweltsunterhaltungsliteratur der damaligen Mode gewesen. Als Bestes erinnerte er sich noch gerne der lebendigen Romane von Walter Scott. Daneben waren es Ritter- und Räuberromane gewesen, die er mit Begierde gelesen hatte, Bücher, die man schon heute nicht mehr nennen durfte, ohne sich eigentlich schämen zu müssen. Er machte aber gar kein Hehl daraus und gab dem in allen Sätteln gerechten Wiener eine Blöße nach der andern preis, die Manuel dann schüchtern zu decken versuchte.

Eckardt kam aus seinem Erstaunen gar nicht mehr heraus. Überall, wo er Gotthelfs Schaffen an Gewesenes anknüpfen wollte, riß der Faden entzwei. Gott-

helf war kein Waldbaum. Wie die einsamen Wettertannen auf den Alpweiden stand er weitausladend allein und auf sich selber gestellt da, wurzelfest und schönwüchsig, so daß man schon ganz nahe an ihn herangehen mußte, um all des knorrigen Wurzelwerks und der eigenwilligen Verästelungen gewahr zu werden.

Eckardt mußte umlernen und alles einer neuen Durchsicht unterziehen, was er sich so schön und überzeugend zurechtgelegt hatte. Dabei kam ihm Manuel mit seinen feinsinnigen Bemerkungen und scharfen Beobachtungen in liebenswürdiger Weise zu Hülfe.

Gotthelf folgte schmunzelnd der Unterhaltung, die er nur ab und zu mit einer trafen Behauptung oder einer bezeichnenden Anekdote belebte und in Gang hielt.

Als aber Eckardt im Verlauf des Gespräches die Absicht durchblicken ließ, einen Vortrag über Gotthelf zu halten, vielleicht auch aus seinen Werken vorlesen zu lassen, wie er es auch mit andern deutschen Dichtern vorhabe, da brach der Pfarrer wieder grollend los.

Ihm sei es nicht darum zu tun, das Publikum zu unterhalten, und er solle das nur sein lassen, es wüßte ihm niemand Dank dafür und er am allerwenigsten. Er bedürfe solchen Hebammendienstes nicht, das sei gut für die Hanswurste, die in ihrem Schaffen nur die Befriedigung von Ehrgeiz und Eitelkeit suchten. Es gebe deren ja genug, und er sehe es kommen, daß die noch selber auf die Bühne gingen und an ihren eigenen Werken Hebammendienste verrichteten und sich dabei anstaunen ließen, wie die Giraffe im Zoologischen Garten zu Paris. Das wäre ganz im Geiste des entschiedenen Fortschrittes, wie man ihn jetzt predige allenthalben, daß

der Mensch sich selbst für Geld zur Schau stelle in der Welt herum.

Eckardt war ganz klein geworden auf seinem Stuhl, als ihn dieser unerwartete Ausbruch Schlag auf Schlag auf den Kopf traf und schaute bittend zu Manuel hinüber, der auch wiederum herzlich lachend eingriff und den Pfarrer, der zornige Rauchwolken ausblies, beruhigte.

Eckardt überlegte, ob es nicht klüger sei, das literarische Glatteis zu verlassen, aber er vermochte es nicht, zu viele Fragen und Wünsche hatte er brennenden Herzens hierher mitgetragen.

Aber gleich griff er wieder in ein Wespennest, als er die Sprache Gotthelfs zum Gesprächsthema wählte. Er wollte in Erfahrung bringen, ob die häufige Verwendung des Dialektes Absicht oder Nachlässigkeit sei und bedauerte, daß Gotthelf nicht reinlich trenne zwischen Erzählungen in der Schriftsprache und solchen im Dialekt. Es wäre doch sprachlich außerordentlich interessant, wenn ein solcher Meister des Dialekts sich ganz des Berndeutschen bedienen würde.

Was, sprachlich interessant, um die Sprache und ums Interessante sei es ihm überhaupt nicht zu tun. Er schreibe so, daß ihn seine Leute, an die er sich richte, lesen und verstehen könnten; er schreibe nicht für die Literaten und für die Sprachforscher, dazu sei ihm sein Schaffen eine zu ernste und wichtige Sache. „Und daß Ihr mir die Leute nur warnt vor dem Glauben, mit dem Berndeutschen und mit einer interessanten Sprache sei es auch schon gemacht. Freilich scheut sich der rechte Bauer nicht vor einem Spritzer Kuhdreck an den Hosen,

aber Ihr könnt Eure Hosen von unten bis oben mit Kuhdreck vollschmieren, Ihr seid deshalb noch lange kein Bauer, sondern jeder wird Euch für einen Hanswurst nehmen, der am Hirsmontag tschämelen geht."

Manuel hielt das Gespräch nun eine Zeitlang in ruhigem Fluß und sorgte dafür, daß nicht gleich wieder ein Zusammenstoß erfolgen mußte. Man sprach von Kuhn und Wyß und von den andern, die es versucht hatten, in berndeutscher Sprache zu schreiben, wobei Gotthelf ruhig vor sich hinpaffend, die beiden ihrem literarischen Gespräch überließ und ersichtlich seinen eigenen Gedanken nachging.

Da hörte er plötzlich den Namen Ludwig Seeger, dessen berndeutsch redende Spartaner in seiner Aristophanesübersetzung Eckardt rühmte, und wie von einer Wespe gestochen sprang er auf.

„Diesen Buben werde ich mir noch einmal übers Knie nehmen, daß er dran denken soll. Dieser hergelaufene Weltverbesserer, der gemeint hat, wir Berner hätten die sechshundert Jahre nur gewartet, bis er und seinesgleichen uns das Licht anzünden, in dem diese Weisheitsapostel erstrahlen und uns dummen Kühen imponieren können. Die sind des Glaubens, wir Berner seien immer am Schlafen, weil wir nicht immer wie sie ein Geschrei um unser Wachsein anstellen. Diese politischen Nachtwächter, die sich jede Stunde ausbrüllen müssen, damit man merkt, daß sie überhaupt da sind. Sie spotten über die Schläfrigkeit der Berner und bedenken nicht, daß sie nur dieser Besinnlichkeit es verdanken, daß sie überhaupt sich hier drüber lustig machen können. Aber denen werden wir einmal den Weg weiter

zeigen, daß sie die Hand des Wegweisers noch lange auf ihrer Backe mit sich tragen sollen!"

Eckardt warf vor jähem Schrecken beinahe eine Kaffeetasse vom Tische. Er konnte gar keine Erklärung für diesen Wutausbruch finden, von dem er nicht recht wußte, ob er dem Ludwig Seeger oder eigentlich ihm selber gelte. Er hatte von seinem Vorgänger an der Schule bisher überall immer nur Lobendes gehört.

Da klärte ihn Manuel auf und erzählte ihm den Streit Gotthelfs mit Seeger, der den Ritter von Brandis zu einem Romanzenzyklus umgereimt hatte, ohne die Quelle zu nennen.

Gotthelf konnte sich schwer beruhigen; er fühlte sich auf den politischen Kampfplatz gerufen und da wurde er bitter und scharf und legte seine Worte nicht mehr auf die Wagschale.

Eckardt aber, der noch nicht lange genug in der Schweiz war, um in diesen innern Kämpfen, von denen er nur wußte, daß seine Landsleute dabei eine große Rolle spielten, Bescheid zu wissen, fühlte sich unsicher und unbehaglich und fürchtete im Unfrieden von Gotthelf scheiden zu müssen. So griff er möglichst bald zur ersten Gelegenheit, sich verabschieden zu können. Er müsse diesen Abend noch in Burgdorf die Post erreichen und wolle keinesfalls zu spät kommen.

Gotthelf und Manuel gaben ihm noch ein Stück Weges das Geleite und sahen ihn nach einem freundlichen Abschied mit weitausholenden Schritten und gesenkten Hauptes in den goldenen Abendhimmel eintauchen.

Er hatte Mühe, der verschiedenartigen Eindrücke Herr

zu werden, die der Besuch in Lützelflüh in seinem Kopfe hinterlassen hatte. So ganz anders war alles gewesen, als er es sich auf dem Hinweg ausgemalt hatte.

Die beiden Freunde aber wanderten langsam zurück dem Pfarrhause zu. „So ein fremder Weltbeglücker tut uns Bernern ab und zu ganz gut, das ist wie ein Tropfen Öl in das Räderwerk unserer Maschine," sagte Gotthelf nachdenklich, „wir vergessen ja auch gar zu gern, daß unsere Reformatoren zum größten Teil ebenfalls aus dem Ausland bezogen wurden. Aber wenn sie so überhand nehmen, wie in den letzten Jahren, so macht es einem halt doch Angst. Unsere Leute lassen sich von der geschliffenen Gewandtheit und Unverfrorenheit verblüffen und möchten es ihnen gleichtun. Dann aber hat sie der Teufel auch schon am Genick."

„Das soll ja wohl auf meinen Urähni gestichelt sein", warf Manuel lächelnd ein. „Aber Spaß beiseite, wenn man darüber nachdenkt, so wirft diese Tatsache auf manche Frage ein ganz neues Licht. Manche schwer verständliche Härte und traditionslose Durchführung der reformatorischen Bestrebungen wird einem dabei verständlich, wenn man bedenkt, daß fremde Eiferer ihre Theorien hier durchzusetzen suchten. Es ist nicht ihre Schuld oder höchstens die Folge ihrer schwächlicheren Konstitution, daß sie keine Calvine geworden sind und wir kein Genf."

Da holte sie der Lützelflüher Großrat Geißbühler ein und brachte ihnen die Nachricht mit, daß im Nationalrat die Wahl des Bundessitzes zugunsten Berns entschieden worden sei. Darob große Freude und Begeisterung in Bern, und mit Freudenfeuer und Kanonenschüssen

sei das mit Spannung erwartete Resultat gefeiert worden.

Auch Manuel gab seiner Befriedigung über den Ausfall der Wahl Ausdruck, nur Gotthelf schüttelte nachdenklich das Haupt, sagte aber nichts, trotzdem ihn die beiden erstaunt und fragend anschauten.

Er hatte schon Mühe gehabt, sich mit der Annahme der Bundesverfassung abzufinden, die ihm das Gespenst der Vereinheitlichung und damit der Verflachung so drohend nahe rückte. Er war mitten in der allgemeinen Begeisterung und trotzdem fast alle seine Freunde sich dafür ausgesprochen hatten, bis zuletzt ein Gegner des neuen Bundes geblieben. Und nun sollte dieses Zentrum noch in seinem Bern aufgesteckt werden. Daß diese Neuerung eine radikale Schöpfung war, machte sie ihm von vornherein verdächtig und unlieb, gewiß, aber damit hätte er sich noch abfinden können, wie leicht änderten sich diese politischen Strömungen wieder. Aber die Tatsache, daß Bern nun der Mittelpunkt der Schweiz wurde, die blieb unabänderlich bestehen, und das war es, was er mehr aus ahnendem Instinkt als aus klarer Überlegung heraus vor allem fürchtete.

Wie eine Vision sah er vor seinem innern Auge aufbrennen den Kampf des alten Bern, dem er entstammte und an dem er mit allen seinen Fasern hing, mit dem übermächtigen, weil kaum erkennbaren Feind, dem eidgenössischen Gedanken, der nach und nach den bernischen Gedanken verschlingen und aufsaugen mußte. Den Kampf des Bernergeistes mit dem Zeitgeiste, in dem der Zeitgeist letzten Endes Sieger bleiben mußte.

Aber gleichzeitig mit dieser schmerzlichen Erkenntnis

kam auch der flammende Willen über ihn, noch einmal seine ganze Kraft einzusetzen für diesen Bernergeist, ihn noch einmal so recht greifbar seinen Mitbürgern vor Augen zu stellen, ehe er für immer ins Meer der Zeiten verschwinden mußte.

Er konnte seinen trüben Gedanken nicht Ausdruck verleihen, nur ab und zu warf er eine bittere Bemerkung ins angeregte Gespräch der beiden Politiker.

„Jetzt werden sie kommen nach Bern wie die Ameisen zum Honighafen nur ohne den Fleiß der Ameisen, und jeder wird schauen, möglichst nahe dem Topf zu sitzen. Immer mehr und mehr wird der Hafen anlocken, von Osten und Westen her wird Bern überschwemmt werden, und bald wird die Zeit da sein, wo man sich schämen muß, wenn man noch Berndeutsch redet, wo man für einen Rüpel angesehen wird, wenn man einem sagt „Weit Dr cho" statt „Wänd Sie ko". Ja, ja, der Doktor Eckardt hatte doch recht. Jetzt wird der Dialekt interessant und ein Tummelplatz der Sprachforscher, nicht mehr eine Selbstverständlichkeit, und wer sich seiner bedient, drapiert sich mit dem Mantel des Großvaters und kommt sich dabei höchst interessant vor." — „Bis jetzt mußte man sich mit den eidgenössischen Schreibern bescheiden behelfen, weil man die Kanzlei immer wieder zügeln mußte, jetzt werden die auch seßhaft und werden in fünfzig Jahren in fünfzig Palästen nicht mehr Platz finden." — „Ihr werdet es noch erleben, die Berner werden ihren Geist hingeben für das Linsengericht einer eidgenössischen Pfründe." — „Nicht mit dem Einzug der Franzosen ist das alte Bern zugrunde gegangen, wie man es uns immer vorsagt; das war eine militärische Epi-

sode; jetzt, wo der Bundessitz wirklich nach Bern verlegt und festgelegt werden soll, jetzt könnt ihr den großen Strich ziehen, der das Ende der bernischen Geschichte und der bernischen Kultur bedeutet."

Die beiden Freunde schauten den Pfarrer Bitzius verwundert und verständnislos an, sie konnten nicht klug werden aus seinen Reden.

Er aber blieb sinnend stehen oben neben der Kirche und sah der Abendsonne nach, wie sie langsam und feierlich hinter die waldigen Höhen im Westen hinabsank.

Bereits erschienene Bändchen der Buchreihe

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Einzeldarstellungen u. Texten
Herausgegeben von Prof. Dr. Harry Maync (Bern)

1. **Historische Volkslieder der deutschen Schweiz**, ausgewählt, eingeleitet u. erläutert von Prof. Dr. O. v. Greyerz (Bern).
2. **Salomon Geßners Dichtungen**, ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse (Montagnola, Tessin).
3. **Conrad Ferdinand Meyers Gedichte**, ausgewählt und eingeleitet von Dr. E. Korrodi (Zürich).
4. **Adolf Frey, Lieder und Gesichte**, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. G. Bohnenblust (Genf).
5. **Nietzsche und die Schweiz**, von E. A. Bernoulli (Basel).
6. **Jakob Boßhart, Zwei Novellen**, ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. H. Jeß (Leipzig).
7. **Von Art und Kunst der deutschen Schweiz**, von Prof. Dr. Joseph Nadler (Freiburg-Schweiz).
8. **Die Dichterschule von St. Gallen**, von Prof. Dr. Samuel Singer (Bern). Mit einem Beitrag: „St. Gallen in der Musikgeschichte", von Prof. Dr. Peter Wagner (Freiburg-Schweiz).
9. **Huldreich Zwingli**, von Prof. Dr. W. Köhler (Zürich).
10. **Walliser Sagen**, von Dr. Joh. Jegerlehner (Bern).
11. **Zwischen Aar und Rhein**, Neue Gedichte von Arnold Büchli (Aarburg).

12. **Heinrich Leuthold, Lyrische Dichtungen,** ausgewählt u. eingeleitet von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing (München).

13./15. **Johannes von Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft,** ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Friedrich Gundolf (Heidelberg).

16. **Niklaus Mannels Spiel evangelischer Freiheit: Die Totenfresser,** erläutert und herausgegeben von Prof. Dr. Ferd. Vetter (Stein am Rhein).

17. **Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern,** von Dr. Hans Bloesch (Bern).

18. **Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung,** von Dr. Otto Zürcher (Baden-Schweiz).

19. **Gottfried Keller, Gedichte,** ausgewählt von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing (München).

20. **Gottfried Keller. Sein Leben und seine Werke.** Ein Abriß von Prof. Dr. Harry Maync (Bern).

In Vorbereitung befinden sich:

Die Schweizerdichtung der Gegenwart, von Dr. E. Korrodi.

Karl Spitteler, von Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust.

Richard Wagner und die Schweiz, von Dr. Wilhelm Merian.

Klopstock und die Schweiz, von Prof. Dr. Albert Koester.

Schweizerische Mundartdichtung, von Prof. Dr. O. v. Greyerz.

Graubünden in der deutschen Dichtung, von Dr. C. Camenisch.

Der Humanismus in Basel, von Prof. Dr. Walther Brecht.

Das Berner Münster, von Dr. Raoul Niclas.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

188482 LG. B6522k

Author Bloesch, Hans

Title Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern

DATE

NAME OF BORROWER

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU